

DD  
491  
H355  
S4  
1878

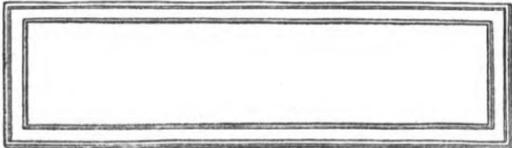
UC-NRLF

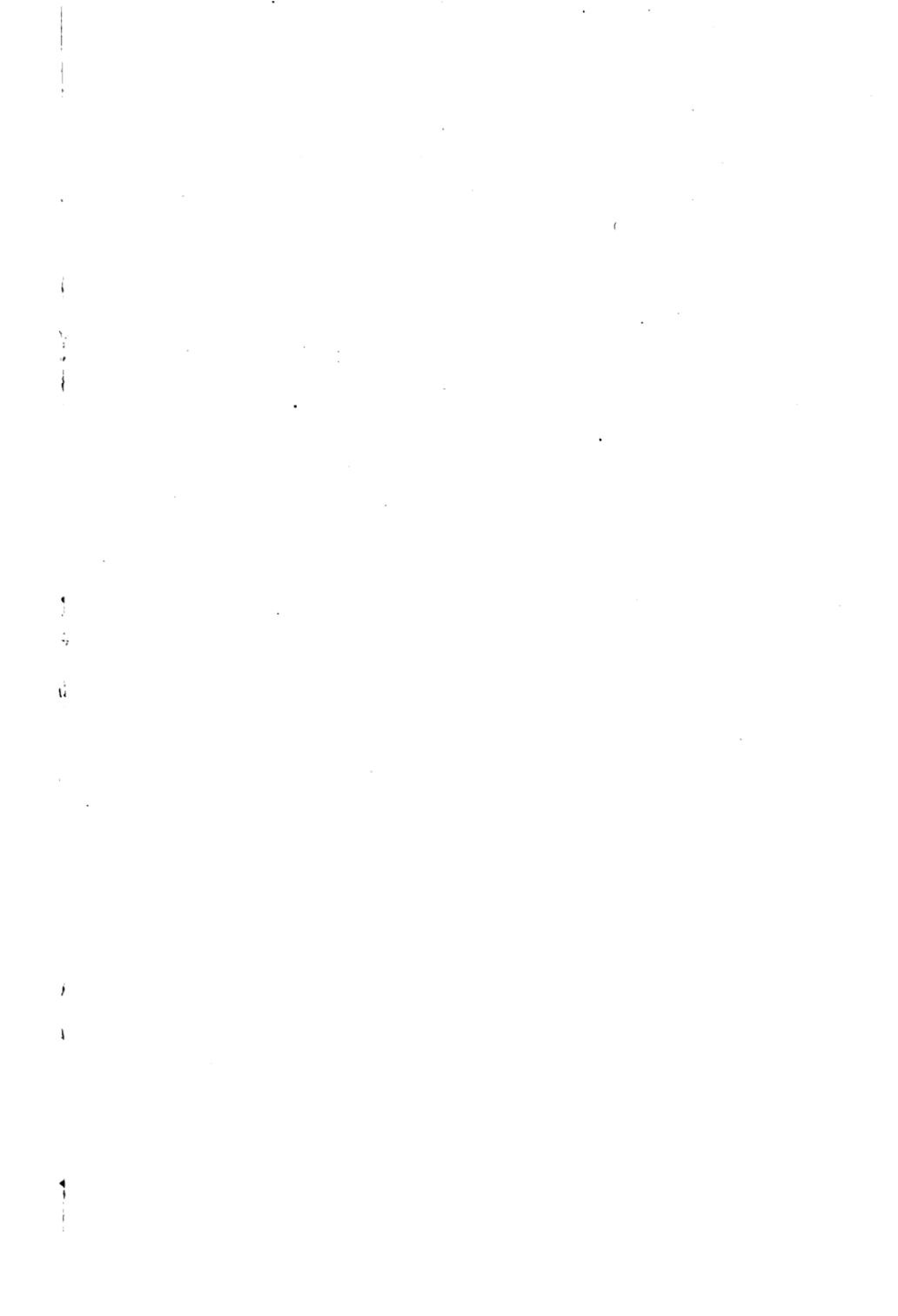


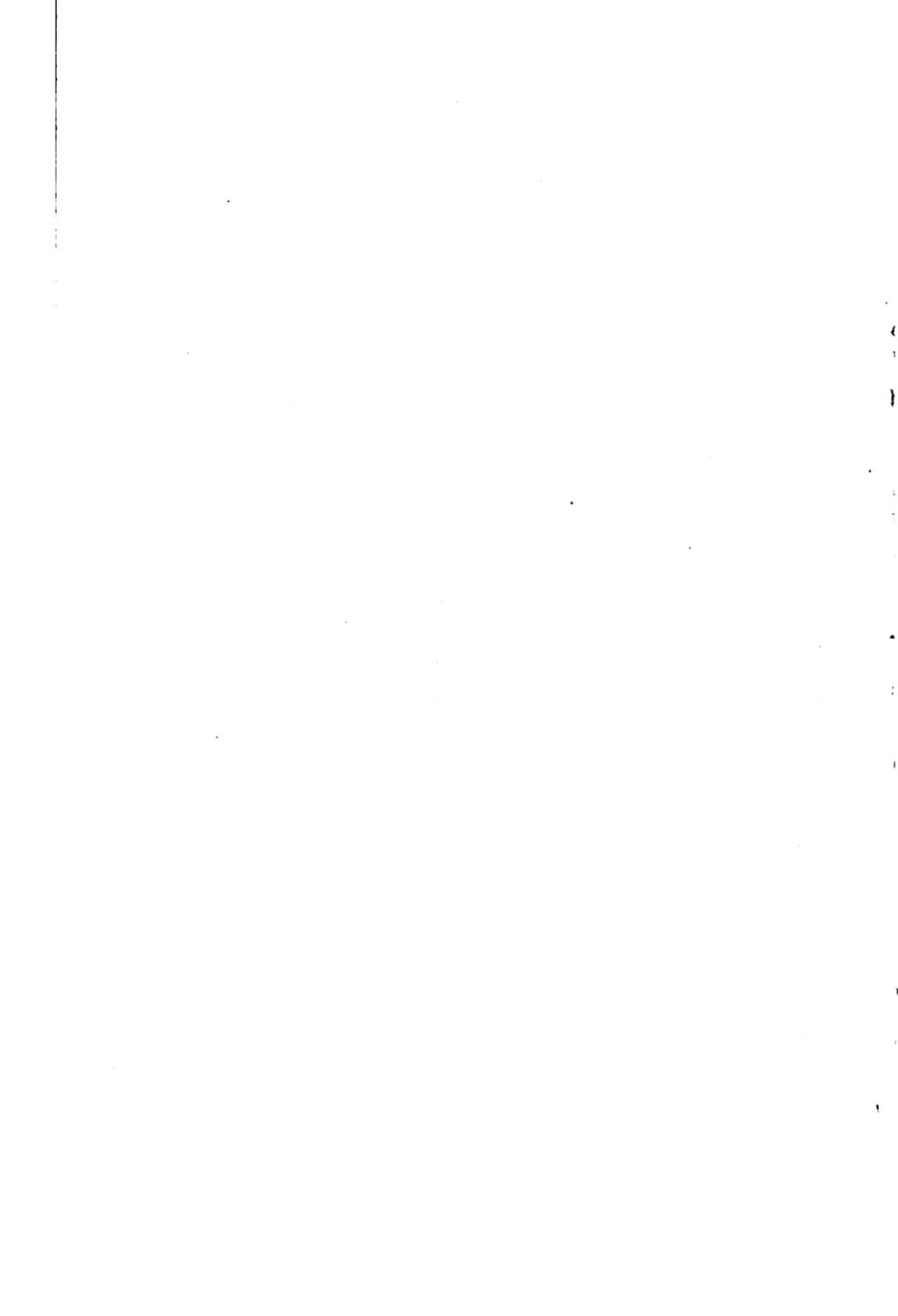
B 3 269 995

*Otto Bremer*  
15. 11. 10.

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·  
· OTTO · BREMER ·







# Aus dem Hüwelsmoor.

---

## Skizzen und Gedichte

von

Heinrich Schriever.

---

Aldenburg.

Schulze'sche Hof-Buchhandlung und Hof-Buchdruckerei.  
(E. Berndt & A. Schwarz.)

REMER

DD491  
H35554  
1878



us dem Düwelsmoor.

I.

**H**rschick nicht, lieber Leser, wenn Dir die Ueberschrift ins Auge fällt. So hyperboräisch sie Dir vorkommen mag, hat der Name mit dem Lande jener glücklichen Hyperboräer doch weiter nichts gemein, als daß sein Träger ein ziemlich weit nach Norden vorgeschobener Landstrich unseres Vaterlandes ist, nämlich in der hannoverschen Landdrostei Stade sich befindet. Und ob dieser Landstrich auch an der Grenze der Civilisation liegt, so ist er in Wirklichkeit doch weder mit dem trüben Gebilde Deiner Vorstellung identisch, noch auch kannst Du, wie Du wohl gern möchtest, das bekannte „Lasciate ogni speranza, voi che 'ntrate“ auf ihn anwenden.

M350045

Das Däwelsmoor (officiell: Teufelsmoor) verdient seinen abschreckenden Namen heutzutage nur noch kaum. — Wenn Du von der Spitze des mitten in diesem Moore belegenen sog. Weyerberges die Gegend betrachtest, die endlosen Wiesen an der Hamme, die zahlreichen, lang sich hinziehenden Dörfer, die gleich grünen Auen die Heide durchkreuzen, so wirst Du — freilich kein Paradies zu erblicken glauben, aber doch wird das Vorurtheil, das Du Dir vielleicht gebildet, sich halb oder ganz verlieren, und kaum wird der Ausruf „Däwelsmoor“ Deinen Lippen entfliehen! — Die Gegend ist in jetziger Zeit so ganz unfreundlich nicht mehr und läßt gewiß manch andern einförmigen Heid- oder Sandstrich hinter sich zurück. Die meisten Dörfer sind schmuck, grün, wohlhabend, und der Menschenschlag, dem Du begegnest, ist ein kräftiger, arbeitssamer, wenn auch roher und schwerfälliger.

Wie die Gegend zu dem diabolischen Namen kommt? — Nun, vor hundert Jahren hat sie denselben wohl noch rechtmäßig genug getragen und vor noch längerer Zeit — wer weiß, ob damals nicht Monsieur Pferdefuß seinen ganz speciellen Wohnsitz hier gehabt? — Das älteste Dorf ist nämlich noch zu jung, als daß es Preußens Herrscher hätte den Königsthron besteigen sehen, die älteste Kirche zu sehr der Neuzeit angehörig, als daß sie den Hubertsburger Frieden hätte mitfeiern können. — Die Geschichte des Moors gehört eigentlich erst unserm Jahrhundert an; seine Söhne, die auf manchen Schlachtfeldern die vielgerühmte hannoversche Tapferkeit bewährten, haben Hastenbeck noch nicht mit verlieren helfen können.

Damals lag die weite Gegend noch in einem höchst jungfräulichen Zustande da, — ein wahres Chaos, auf welches die Worte Dvid's vom ersten Chaos richtige Anwendung fanden: „Nicht zum Stehen war jezt das Land, noch die Woge zum Schwimmen.“

Von dem Dorfe Liskenthal bei Bremen im Südwesten bis in die Nähe von Bremervörde im Nordosten, und von den Hügeln im Silden, welche die Wasserscheide zwischen Hamme und Wümme bilden, bis weit hinter die Hamme im Norden, ein Raum von mehreren □ Meilen, war eine einzige fumpfige Trostlosigkeit. Fußhohes starres Moos, ein Aufenthalt zahlloser Schlangen, bedeckte den morastigen Boden. Kein Graben, der dem trübten Moorwasser hätte zum Abzuge dienen können: nur unendliche Lachen voll trägen Stehwassers, wimmelnd von Amphibien und Milliarden Wasserthierchen; nur weite Sümpfe mit trügerischer Moosdecke, die keines Menschen Fuß betreten konnte! Kein

Baum in der endlosen Wildniß, — nur hohe, braune Heide, rostrother Porst (*Ledum palustre* L.) und verkrüppeltes Gestrüch, wo der Boden solches zuließ! Kein Gebäude, soweit das Auge reichte, als höchstens die Moosshütte des Entenjägers in nicht zu weiter Entfernung von den cultivirten Hügeln der Geest! — Denn dem Geflügel war diese unnahbare Einsamkeit eine rechte Heimath: Scharen wilder Enten und Gänse zogen über die weiten Flächen dahin, Becassinen und Sumpfhühner brüteten an den schlüßigen Ufern der Hamme und in den Niederungen ihrer Nebenflüßchen, seit Jahrtausenden ungestört, — Liebige mischten ihr einförmiges Geschrei in das Brüllen der Rohrdommeln, — Reiher und Störche stelzten scharenweise in den Sümpfen und Teichen umher und selbst die gaukelnde Möve verschmähte nicht, ihr reinliches Gefieder in die schlammigen Bogen der Moorseen zu tauchen. — Unrettbar verloren aber wäre der Mensch oder der Bierfuxler gewesen, der sich tollkühn in diese Regionen hineingewagt: der schwanke Boden würde bald genug seinen Tritten gewichen und er in die Bodenlosigkeit versunken sein.

Grund genug, daß diese Wildniß den angrenzenden Bewohnern der Geest manchmal Ausrufe entlockt haben wird, wie: „Dat is'n Düwelfien Mour!“ oder: „Dat dar is den Düwel vun de Dreckfark full'n!“ oder auch: „Dar mag sick de Düwel en uphol'n!“ und: „Wer dar 'nengeiht, den frigt de Düwel!“ Und auf diese Weise mag der schauerliche Name „Düwelsmoor“ entstanden sein.

Schon ältere Geographiebücher erwähnen wenigstens das „grewliche Düwelsmoor“. Den Leser überläuft dabei eine Gänsehaut und auch der Verfasser mag beim Niederschreiben des Wortes im Stillen † † † gemacht haben; denn neben der Lüneburger Heide ist das Düwelsmoor bis in die neuere Zeit wohl die verschrienste Gegend Deutschlands gewesen. Dieser schlimme Ruf mag dem verstorbenen, aus der Nachbarschaft des Düwelsmoors stammenden Dichter Pape\*) Veranlassung gegeben haben zu einem hübschen Gedicht in plattdeutschen Hexametern, betitelt: „Diedrich un Meta“, oder „Wo de Weyerbarq herfunmt.“ Da

---

\*) Samuel Christian Pape, wohl wenigen Lesern dieser Skizzen bekannt, ward geboren den 22. Nov. 1774 zu Lesum bei Bremen und starb nach einem an Unglück reichen Leben als Prediger zu Nordleda im Lande Hadeln den 5. April 1817. — Seine Gedichte erschienen in Lübingen bei Osfander (1821).

das Gedicht sich gleichzeitig mit der Entstehung des Namens „Düwelsmoor“ befaßt, so folge hier ein Auszug in Prosa — zugleich als Probe der bessern Mundart.

„Fröher vör döufend Jahr'n leb'n en Dütsland noch vele Hünen. Dat wör'n Menß'n — so grot, dat se wul harr'n de Knöpe von de Karftoorns afbiet'n kunn't, wenn't well' geb'n harr'. Een von disse gräfig'n Menß'n, Hütkiit heet he, hölt sick mit sien Frou an'n Haarz up un mal' de ganz'n Gegend dar unsicher. Von sien Frou harr' he sick 'n Schört'n mal'n lat'n ut Off'nell'n, teihn Stück een aver't anner geneiht, dar kunn' he döufend Off'n upp'n mal en drägen. — As Hütkiit aver ens mal Menß'nfleck smeckt harr', do begnügig' he sick nich mehr mit Off'n: do wull' he jümmer Menß'n fret'n.

De domalige Herzog von Sachsen, Rugbrock, harr' utgahn lat'n: wer den Hünen Hütkiit ümbreng'n wull', de schull' sien Dochter, de Prinzessin Meta, tou'n Frou hebb'n. — Nu begeew' sick dat, dat de Sachsen — alle Mann hoch — ehr'n Herzog mal'n Geschenk broch'n, as he jüß mit sienem Hoffstaat 'n grot Fest fier' upp'n Blocksberg. Twilff'n de Sachsen, de em beschenk'n wull'n, wör of 'n armen jungen Fisker ut dat Chaukenland, de heet Diedrich. — As se nu alle lüftig upp'n Blocksberg an't Danz'ut wör'n, heet dat up eenmal: „De Hü'n' de kummt! de Hü'n' de kummt!“ — All'ns stöw' ut'n anner un redd'sick den Barg hendal; blot Diedrich un Meta, de kreeg' de Hü'n' tou pack'n. He fund aver so vel'n Gefall'n an de beid'n lütti'n Dinger, dat he jilm nich upfret'n mugg'; he nöhm' jilm lewer mit un behöl' Diedrich för sick süß'n, Meta aver geew' he sien Frou tou'n Liebverdrüew.

Diedrich fnaet' den Hünen nu an, he mugg' mit em gahn 'nen't Noord'n, dar pulspalß'n de Fisk' en'n Water, — hier geew't jo doch niz mehr tou biet'n un tou bres'n. De dumme Hü'n' güng darup en: he meen', dar kunn' he Fiske, so grot as he süß'n, man so mit Hand'n griep'n. He sett' sick Diedrich upp'n Kopp, em den Weg tou wies'n un wör' mit'n einige hunnert Schritt all von'n Haarz hendal na Bremen. Diedrich harr' währ'nd de Tied en'n Hünen sien Haar herümkrauekt as en so'n Busk; he geew' den Hünen nu den Rath, sick von hier 'n Schört'n vull Sand mittounehmen, denn wiederhenn worr' dat Erdriek so glätt, dat he trotz sien grot'n Föit wul ünnertrutß'n kunn'. De Hü'n' fund den Rath vernünftig, pack' sick sien Schört'n vull Sand un stewel' wedder vörwas.

En de Gegend, wo de Hamm'n un de Wilum'n touhopt'ot, treet

he mit eenen Tritt wiet aver de Wümm'n weg. Darbi verglibb' em'n Temp'n von'r Schört'n un wat Sand fullt'r 'rut. De Hün leet' sich üm na dat Sand und sä: „So, dar kön't naßer de lüttjen Menß'n noch 'mal horst'n un neßeln.“ — Darvon is de lüttje Sandhop „Horst“ oder „Waterhorst“ heet'n worr'n.

Darup sä Diedrich tou'n Hünen, he wull' man wat vörutlop'n un de Grund utspileter'n; wenn de Hün' em nahfolg'n kunn', wull he em went'n. — De Hün' fund dat wedder ganz vernünftig; he sett' Diedrich an de Eer' un bleew' mit sien Schört'n vull Sand bi de Waterhorst stahn. — Diedrich löp' nu wul'n paar Stünne wegs 'nen't Mour, do went' he den Hünen, he mugg' man kam'n. De Hün' sung nu an tou träen un treet' mit eenen Satz mitt'n 'nen't Mour: dar seet' he her; he wör' der'nensack bit aver de Knee. — Diedrich mak' nu, dat he weg köm', un as em düch', dat de Hün' em niz mehr doun kunn', do dreih' he sich üm, klapp' en de Hand'n un lach' den dummen Hünen ut. Do worr' de Hün' vergreß't un smeet' Diedrich mit'n Hand vull Sand; aver en sienen Iwer smeet' he vörbi, anners würr' he em bedieft hebb'n.

Dar seet' nu de Hün' en'n Mour 'un quäl' sich af; aver wor he sich of anstell'n dä, he sack' man blot jümmer deeper. Dat dur' nich lang'n, do worr'n de lüttjen Menß'n dat of wahr, un bald güng dat as so'n Popsür dö'r de Gegend: „En'n Mour sitt Hülklüt, Döwel un Hün'!“ — All' kömen s'nu an mit ehr' Flitsbag'ns un schöt'n na Hülklüt; aver de söihl' dar nich mehr von, 'as wenn us'n Fleeg' stück. He leet' sich ruhig den Pelz vullscheet'n un wisk' sich denn de Dinger ganz gemüthlich wedder af. Noch mehre Dag' steel' he dar en't Mour, bit dat he toulest vör Hunger dod güng. — De Eile aver stünnen un keel'n em an un keel'n den grot'n Sandbarg an, den he Diedrich nahsmeet'n harr', un wüß'n nich, wor de dar up eenmal herkamen wör'. Se säen aver: „Den Barg, den hett de Wind dar herweicht!“ un darüm hebbt se'n naßer of „Weherbarg“ heet'n.

Diedrich aver güng na'n Herzug un vertell' em, wor he den Hünen 'nent Mour tarr't harr, un de Eile, de he as Täg'n mitbroch harr', versichern den Herzug, dat de Hün' dar wirklich crepeert wör'. — Meta, de Prinzessin, harr' sich of still'n von de Hünenfrou wegtoußliet'n wüß und worr' nu Diedrich sien' Frou. — As Rugbrock sturb'n wör', kreeg' Diedrich dat Mejer aver de Sachsen un hett noch lange Jahr'n mit Meta upp'r Wulfsborg bi Osterholt res'nder't. Dat Mour aver, wor

he den Hünen 'nenlocht harr', heet' he dat „Dilwelsmour“ un so heet't noch bit up dissen Dag.“

Das ist der Hauptinhalt von Pape's Epos. Eine Menge kleiner Sagen und Redensarten liegt übrigens vor, nach welchen er es componirt haben kann. Ich erwähne davon nur diejenige, nach welcher Riesen den Weherberg zusammenschleppt haben sollen. — Eine andere Sage von der Entstehung des Hammesflusses durch einen Riesen ist zu obscön, als daß sie hier erwähnt werden könnte.

## II.

Wie das Moor entstanden ist, davon giebt es selbst ein beredtes Zeugniß; es ist nämlich nichts anderes, als ein auf festem Sanduntergrunde lagernder Ueberrest verwester Pflanzentheile. Wir erkennen in den obern Schichten oft noch deutlich Heide (*Erica vulgaris* L. & *Erica tetralix* L.), Seggen (*Cyperaceae* L.), darunter manche Art der Binse (*Scirpus* L.) und Riedgras (*Carex* L.); weiter unten trifft man meist auf eine Schicht Pflanzensfasern, die wahrscheinlich von Conserven herrührt und so zäh ist, daß der Spaten des Torfgräbers kaum durchzubringen vermag; in den untersten Schichten endlich hat sich häufig noch Schilfrohr erhalten, während fast alle andern Pflanzentheile — größtentheils wohl dem Torfmoose (*Sphagnum Ehrh.*), als einem der besten Torfbildner, angehörig — so zersezt sind, daß sie dem Auge nur noch wie ein dicker schwarzer Schlamm erscheinen.

Ueberall, stellenweiser seltner, an andern Orten aber sehr häufig, trifft man auf größere oder kleinere Baumstümpfe, auf gewaltige Wurzeln und mächtige Stämme. Sie liegen — eine Plage für den Torfgräber — über- und untereinander geworfen und bestehen aus den verschiedensten Holzarten. Einen großen Theil derselben bilden die Wurzeln von Erlen; sie sind im Moor so weich geworden, daß sie dem Torfspaten wenig oder gar kein Hinderniß bieten. Zahllos finden sich aber bisweilen die Wurzeln von Tannen vor: ihre Menge bei der Kleinheit der einzelnen Stücke, sowie auch ihre Zähigkeit bringen den Gräber oft genug zur Verzweiflung. Andre dagegen, gewaltige Stümpfe, strecken ihre zähen Wurzeln fünf bis zehn Fuß weit nach allen Richtungen hin aus. Sie zu entfernen erfordert oft Hebelanwendung und die vereinte Kraft des

gesamten Arbeiterpersonals. Man findet sie — wie auch die kleinen — in allen Schichten des Moores: oft ragt der Stumpf noch über die Oberfläche hervor; gewöhnlich aber sitzen sie tiefer, eine Menge sogar tief unten auf dem Sande. — Die Stämme liegen am häufigsten lang hingestreckt tief im Grunde, doch auch in höhern Schichten hat man sie getroffen. Sie werden in verschiedener Stärke und Länge und sehr häufig angebrannt aussehend gefunden. Die Richtung ihrer Lage ist gewöhnlich von Westen nach Osten.

Diese Thatfachen lassen auf einen vormaligen großen Wald schließen, der sich hier ausbreitete und dann von irgend einer zerstörenden Fluth verschlungen wurde. Für eine solche Fluth spricht auch, daß man mitten im Moor, wenn auch selten, große Muscheln, Gehäufe von Seethieren („Seegewächse“, wie die Moorleute sagen) gefunden hat; und die Ausgrabung eines aus einem Baumstamme gearbeiteten, canoartigen Schiffes (seit Jahren im Museum zu Göttingen) stellt außer Zweifel, daß das ganze Teufelsmoor einst ein großer See gewesen ist. — Gewöhnlich nimmt man an, daß die ganze Gegend von der Nordsee bis nach Bremen und weiter hinauf vor Jahrtausenden vom Meer überfluthet gewesen sei und dasselbe bei seinem Rücktritt das jetzige Teufelsmoor als eine große Wasserlache, die Höhenzüge im Herzogthum Bremen u. a. aber als Sanddünen zurückgelassen habe. Die ganze Natur dieser Höhenzüge spricht auch für die Düne und selbst der Weherberg ist seiner Natur nach nichts anderes, als eine einsam stehen gebliebene Meeresdüne. Ob sich aber in der zurückgebliebenen Wasserlache, aus welcher nach und nach das Teufelsmoor entstand, so große Bäume, solche Wälder entwickeln konnten, wie wir sie jetzt in ihren Ueberresten noch anstaunen: das bleibt fraglich.

Wenn man bedenkt, daß vor hundert und mehr Jahren hier nichts als verkrüppeltes Gesträuch wuchs, so muß man zu der Annahme kommen, daß der Wald einer frühern, die Bildung des Torfmoors aber einer spätern Periode angehöre, da der Wald längst nicht mehr war.

Vor vielen Jahrtausenden, lange, lange vor der griechischen Heroenzeit, trocknete der Boden hier aus, ließ das Meer die Höhenzüge als Sanddünen zurück. Schnell entwickelte sich nun in den Niederungen eine üppige Vegetation, ein mächtiger Wald wuchs empor, — wilde Völker, die Urbewohner Deutschlands, zogen in diese Gegenden ein und kämpften schon damals, wie nachher ihre Verdränger, die Deutschen, mit den Bestien des Waldes. — Dann aber trat das stets lauernerde Meer

wieder hervor, übergoss all' diese Niederungen, zerbrach den Wald, rottete alle Vegetation aus und jagte dem Menschen seine Beute wieder ab. Das Meer behauptete seinen Sieg zwar nicht und trat wieder zurück; aber in der Niederung ließ es an Stelle des vorigen Lebens eine große, todte, gährende Wasserlache hinter sich. — In dieser Lache bildeten sich dann allmählich Algen und Moose, Schilfrohr und Niedgras, Binsen und andere Sumpfpflanzen. Sie starben ab: ihre verwesenden Theile sanken zu Boden und setzten eine Schicht Schlamm, aus welcher neue und andere Sumpfgewächse hervorsprossen. Auch die verwesenden Leichname der Fische, der Amphibien, der Wasserkäfer, der Schmarotzer auf den Wasserpflanzen und anderer Bewohner des feuchten Elements bildeten einen nicht unwesentlichen Antheil an der Entwicklung des Moores. So entstand, von innen herauswachsend und sich mehrend, derjenige Landstrich, der noch vor hundert Jahren als gräßlicher Sumpf bezeichnet wurde: das Dänwelsmoor!

Wann die vorhin genannte Ueberfluthung stattgefunden, ob in geschichtlicher oder vorgeschichtlicher Zeit, läßt sich wohl nicht mit Bestimmtheit ermitteln. Die Römer, die auch den Chauken einen Besuch abstatteten und auf diesem Zuge bis in die Spitze des Landes, bis an die Nordsee vordrangen, erwähnen nichts von einem See oder von einem Sumpf. Ein Dänwelsmoor in dieser Gegend mag ihnen auch wohl blizwenig gegolten haben; schien ihnen doch bekanntlich das ganze Deutschland ein großes Dänwelsmoor zu sein, und waren sie doch froh, wenn sie dem unwirthbaren Lande den Rücken drehen konnten. Die Gegend des jetzigen Dänwelsmoors mag daher tausend und wieder tausend Jahre dargelegen haben, unbeachtet und sich selbst überlassen, ohne daß ein Mensch den Versuch machte, ob sie einer Kultur fähig sei. — Der Moorbildung konnte diese Vernachlässigung indessen nur dienlich sein.

Die eigentliche Geschichte des Dänwelsmoors beginnt darum erst, als man in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts (1766), das Beispiel der Holländer und Friesen nachahmend, einen Kanal durch dasselbe von der Oste bis zur Hamme baute und somit Elbe und Wefer in Verbindung setzte. Viel Arbeit mag das Werk in damaliger Zeit gekostet haben; aber unsäglichen Nutzen hat es auch gestiftet und ist die Geburtsstunde einer großen, jetzt blühenden Kolonie gewesen. Denn nun wurden bald von allen Seiten Abzugsgräben nach der Hamme und ihren Nebenflüssen geführt und so begann allmählich die Entwässerung des sumpfigen Morastes. Nach und nach bauten sich jetzt auch Menschen in

dieser Verlassenheit an; die trocken gelegten Sumpfstellen wiesen ihnen das Arbeitsfeld an, die Torfgräberei. — Die Bereitung des Torfes ist noch jetzt eine schwere Arbeit; aber im Vergleich mit jenen ersten Anfängen muß die jetzt angewandte Mühe klein genannt werden. Da sanken immer und immer wieder die noch stets morastigen Ufer der Torfkuhlen von beiden Seiten zusammen und verschütteten dem Arbeiter manchmal das Werk eines ganzen Tages; das Sumpfwasser aus der Nachbarschaft brach sich in die Torfkuhlen Bahn und dem Grunde entquoll in Fluthen ein trüber, dicker Schlamm, den Menschen aus seiner Werkstatt verjagend. — Mit der Zeit jedoch wurde der Boden fester, da das Sumpfwasser von Jahr zu Jahr mehr Abzug erhielt; und nun dienten die Abzugskanäle nicht allein mehr zur Entwässerung, sondern auch zur Verschiffung des gewonnenen Torfes, welcher sich bald zum beliebtesten Brennmaterial in der Umgegend aufschwang.

Die günstigen Erfolge lockten immer mehr Anbauer herbei: das verrujene „Düwelsmoor“ belebte sich; aus den ersten kleinen Moorhütten wurden stattliche Häuser, wurde eine Häuserreihe und — das erste Dorf war entstanden! — Nun erhoben sich immer neue Häuserreihen und vereinigten sich zu Dörfern; schnurgerade fahrbare Dämme und Wege wurden angelegt, die einzelnen Dörfer in Verbindung zu setzen, und schnurgerade schiffbare Kanäle wurden immer weiter in's Moor hineingeführt.

Um das Aufblühen der Kolonie hat sich besonders ein Mann verdient gemacht, dem die hannoversche Regierung die Verwaltung übertrug und welcher unermüdet für das Wohl und das Gedeihen des Düwelsmoors thätig gewesen ist: der Moorcommissair Jürgen Christian Findorf. Er hat die ersten Dörfer abgegrenzt, den Kanal- und Wegebau geleitet, Anbauer in die öden Gegenden gezogen und bedeutende Geldsummen zum Zweck der Cultivirung des Moores von der Regierung erwirkt. Während der Zeit seiner Verwaltung und in den nächsten Jahrzehnten nach ihm (von 1782—1820) entstanden über dreißig neue Dörfer. Und jetzt? — In das Düwelsmoor theilen sich die Ämter Eilenthal, Osterholz und Bremervörde, und allein im Amte Eilenthal (hauptsächlich Mooramt) befinden sich mehr als vierzig Moordörfer. Viele haben kaum noch den Anstrich von Moordörfern; man glaubt sich zuweilen in die Marsch hinein versetzt, so grün und blühend blicken uns die Wiesen, die Kornfelder und Obstgärten an.

Findorf's Andenken aber ist und bleibt noch in Aller Erinnerung;

das Volk spricht mit Achtung seinen Namen, es weiß von „Findorfgräben“ und „Findorfswegen“ zu erzählen; die „alte Findorfskarte“, wie die von ihm entworfene Karte des Düwelsmoors genannt wird, behauptet beim Volke noch immer das größte Recht, auf sie wird sich bei allen etwaigen Grenzstreitigkeiten berufen, obgleich sie wohl kaum noch existirt oder doch längst durch neuere bessere hat ersetzt werden müssen. — So lebt sein Name und Wirken besser im Herzen des Volkes fort, als in den beiden Denkmälern, die er erhalten: einem Dorfe, welches seinen Namen (Findorf) trägt und einem Steinmonumente auf dem Weherberge. Die Inschrift auf letzterem lautet (in großen lateinischen Lettern): „Dem — thätigen Förderer — dieser Moorcolonien, — dem — Königlichen Moorcommissario — Jürgen Christian Findorf — geb. d. XXII. Febr. MDCCXX. — gest. d. XXXI. Aug. MDCCCLXXXII. — von dessen — Freunden und Verehrern.“

### III.

Fast mitten im Moor erhebt sich der „Weherberg“, ein Hügel von vielleicht 150 Fuß Höhe. Er besteht aus Dünen sand, welcher vielerwärts mit Lehm und Mergel untermischt ist, aus welchem Grunde der Berg ziemlich reiche Getreideselder trägt. Stellenweise, besonders an der Südseite, tritt der Lehm so häufig und unvermischt auf, daß er einer vor mehreren Jahren dort angelegten großartigen Dampfziegelei noch auf viele Jahre Nahrung genug verspricht; an anderen Orten dagegen herrscht aber nur Sand, und namentlich sind die sämtlich ungepflasterten Wege dermaßen sandig, daß man in dürren Jahreszeiten nur mit großer Mühe hindurchzuwaten vermag. Daß es darum auf dem Weherberge an vielen wüsten Stätten nicht fehlt, die kaum mit Haidekraut spärlich überwachsen sind, ist selbstverständlich. Der Berg erhebt sich in mehreren Rämmen, auf deren einem das Findorfdenkmal, auf einem anderen die Kirche von Woppswebe steht. Wie er überhaupt einen ganz angenehmen Wechsel in der sonst einförmig ebenen Moorlandschaft bildet, so bietet er auch eine ziemlich reiche Aussicht: westlich schweift der Blick über das Moor hinweg bis zu den Thürmen Bremens und seinen im Sonnenglanz blitzenden Schieferdächern, nördlich überfliegt er die weite, grasreiche Nie-

derung der Hamme und östlich und südlich ruht er auf dem vom Fuß des Hügels bis in unabsehbare Fernen sich ausdehnenden Moore mit seinen vielen buschreichen Dörfern und baumbepflanzten Wegen, seinen Mühlen und Torfhausen und seinen Kanälen, die sich wie leuchtende Bänder durch das dunkle Gelände winden. — Nur Schade, daß keinerlei Anlagen den Berg zieren! er würde sonst, wie er schon jetzt Mittelpunkt vieler Volksbelustigungen ist, bei Märkten, Ernte-, Sänge-, Turner- und Schützenfesten, noch eine Menge Besucher mehr anziehen, vorausgesetzt, daß man endlich einmal bessere Verbindungsstraßen eröffnete.

Am nördlichen Abhange des Hügels liegt das Kirchdorf Worpsswede mit der ältesten Kirche des Moores. Worpsswede selbst ist kein Moordorf, sondern hauptsächlich von großen Grundbesitzern, kleineren Landwirthen, Handwerkern, Kaufleuten und Gastwirthen bewohnt und darum so zu sagen die Metropole des umliegenden ganzen Moorstrichs. — Der Name scheint mit „Weherberg“ synonym zu sein und eine hergeworfene Sandwehe zu bedeuten („Worps-swede“ von „worpen“, d. i. „wurfeln, werfen“ und „Wede“, d. i. „Wehe, zusammengeweheter Hausen“). — Im Volksmunde heißen Dorf und Berg allgemein „De Wäe“: „Ik will na'n Wäe“ — „He wahnt up'n Wäe;“ — „De Wäe“ bedeutet dann aber nichts anderes als einen Sandberg, und so heißt „na'n Wäe“ = nach dem Berge, „up'n Wäe“ = auf dem Berge. — Rings am Fuße des Hügels liegen noch mehrere Dörfer, die fast sämmtlich die Endung „Wede“ angenommen haben. So giebt es ein Osterwede, Südwede, Westerwede und Nordwede; ferner — mit Beziehung auf den Hügel und Namen „Weherberg“ — treffen wir ein Ostendorf, Berge-dorf, Weherdeelen, Wehermoor zc.

Da wir einmal bei Dörfernamen stehen, so mögen noch einige andere aus dem Moore hier Platz finden. — „Seehausen“ und „Otterstein,“ zwei Nachbardörfer, haben ihre Namen: ersteres von einem See, der sich noch jetzt auf der Grenze beider Ortschaften befindet, aber schon größtentheils vertorft ist, — letzteres von den Fischottern, die sich früher an diesem See aufhielten und noch heute zuweilen im Moor vorkommen. — „Wörpedorf“ zieht sich sehr langgestreckt an dem kleinen Wörpeflusse hin, daher der Name. — „Wevenstedt“ hat seinen Namen von einem jetzt ganz verschwundenen See, der früher ein Sammelplatz zahlloser Möven gewesen sein soll. — Auch manche originelle Namen treten auf, von denen hier nur „Weinkaufsmoor“ und „Berklif“ (si lang und geschlossen) genannt sein mögen. Der erste Name sagt, daß das Land,

auf welchem das Dorf angelegt ist, früher als eine Art Zugabe (Weinkauf), oder sehr billig, für einen „Weinkauf,“ von der Regierung hergegeben wurde; der zweite ist im Volksmunde entstanden, wie schon seine plattdeutsche Form anzeigt, hat Verwandtschaft mit Verlust, bedeutet aber eigentlich eine „verlassene“ Gegend, in welcher der Anbauer seine bezahlte Kaufsumme, sein ganzes Schaffen und Wirken, sich selbst sammt Weib und Kind „verlieren“ (preisgeben) kann. — Andere Ortsnamen — wie Eitedorf, Grasberg u. s. w. — lassen eine frühere höhere Cultur vermuthen, als diejenige des eigentlichen Düwelsmoors gewesen sein kann. Eitedorf trägt seinen Namen von Eichen, die sich bei der Anlage der Ortschaft hier schon vorgefunden haben werden; Grasberg — ein kleines Kirchdorf an der Wörpe und, da seine Bauart gruppenförmig, eigentlich kein Moordorf, obgleich mitten im Moore gelegen — hat seinen Namen von dem grünen Grasshügelchen an der Wörpe, auf welchem es liegt und der schon lange vor Gründung des Dorfes grün gewesen sein mag.

Eines der vielen Moordörfer trägt den Namen der ganzen Gegend: Teufelsmoor. Dieser Name ist aber nur officiell und darum wenig gangbar und bekannt, da Jedermann den plattdeutschen Namen „Düwelsmoor“ gebraucht, was schon zu recht komischen Mißverständnissen Anlaß gegeben hat. So erhielt vor Jahren ein Einwohner in Teufelsmoor einen Brief mit der Adresse: „Herrn N. in „Satansmoor“. Der Brief war aber doch richtig an seine Adresse gelangt. — Das Dorf Teufelsmoor liegt im Norden der Hamme und ist seinem Haupttheile nach kein Moordorf mehr. Es besteht aus zwei Häuserreihen: eine liegt in der grünen Hammeniederung und enthält nur die großen, unendlich langen Gebäude der „großen Bollbauern,“ die andere liegt auf dem unmittelbar sich anschließenden Torfmoore und hat nur kleine Röhnerwohnungen der Torfgräber aufzuweisen. — Die erste ist schon ziemlich alt, schon vor der Cultivirung des Moores angelegt; das beduken unter andern auch die gewaltigen Eichen auf den Höfen der Bauern.

Und gewaltig wie seine Eichen ist auch der echte „Düwelsmörcher“ Bollblutsbauer: sein Grundbesitz an Wiesen und Weiden ist bedeutend und sein Reichthum sprichwörtlich. Er hat einen gewaltigen Stolz und sieht mit Geringschätzung auf jeden herab, der nicht Bauer, speciell nicht „Düwelsmörcher“ Bauer ist. Da er selbst namhafte Ländereien in den entfernten Wesermarschen sein Eigenthum nennt, so würde er auch nicht leicht mit einem Marschbauer tauschen. Sein „Beehstapel“ und seine Wiesen sind seine Idole; behaglich sitzt er in seinen Holzschuhen am

Herdfener, schaut wohlgefällig die endlose Diele hinunter und betrachtet schmunzelnd die 40—60 Häupter Hornvieh und die 10—15 Pferde in seinen Ställen. Daneben kümmert es ihn aber nur wenig, wenn ihm einmal so und so viele Stücke crepiren: er hat ja Geld, — viel Geld! — Wofür hätte er sonst die klingenden Thaler in seinem eisenbeschlagenen, alterstürben Geldkasten liegen, wenn er sie nicht achtlos ausgeben sollte, wie er sie nach der anderen Seite hart und unerbittlich zusammenfuchsert!

Wie sehr der Reichthum dieser Bauern im Munde der „kleinen Leute,“ des „Jan von Moor,“ ist, mag die schon ziemlich sagenhafte Geschichte beleuchten, daß einer der Bauern (sein Name wird noch oft genannt) seinen heirathenden Kindern das Geld in einem Fintenmaasse zugemessen haben soll. Wenn etwas Wahres an dem Gerede ist, so hat's der Bauer aber wohl nur deswegen gethan, um sich einen gewaltigen Namen zu machen, oder um des langweiligen und „heililigen“ Zählens überhoben zu sein, wovon er vielleicht auch wenig genug verstanden haben mag. Denn obwohl der „Düwelsmörtsche“ Bollbauer kein „Jan von Moor“ ist, so hat man doch auf Bildung bei ihm keinen großen Anspruch zu machen.

Bei dem Stolge und Egoismus des Bauern gehört Höflichkeit eben auch nicht zu seinen Tugenden. — Vor Jahren kommt einmal ein solcher Bauer auf einen großen Viehmarkt und führt, da er bedeutende Vieheinkäufe besorgen will, eine erhebliche Summe Geldes bei sich. Durch irgend einen Umstand kommt ihm ein Beutel mit 700 Thlrn. abhanden; als er nun seinen Verlust bemerkt, äußert er nur die Worte: „I, se hebbt mi sebenhunnert Daler stahl'n — na, man tou!“ (Ei, man hat mir 700 Thlr. gestohlen — nun, es geht darum!) — Bald aber meldet sich der ehrliche Finder, und der Bauer nimmt — ohne irgend welche Erkenntlichkeit, ohne auch nur ein Wort des Dankes — den Beutel mit den Worten wieder an sich: „Na, 't is doch man goud!“ (Nun, es ist doch nur gut,“ nämlich, daß er den Beutel wieder hat). — Diese Geschichte mag am besten den Character des Bauern illustriren, darum füge ich ihr weiter nichts hinzu.

## IV.

Wenn man von Bremen über Lilienthal geht, so gelangt man in wenigen Stunden in's Moor. An der Wörpe, einem kleinen, bei Lilienthal mündenden Nebenflüßchen der Wümme, führt eine gut gepflasterte Chaussee hinauf und nach verschiedenen Krümmungen endlich in schnurgerader Linie durch die Region der „schwarzen Erde“ bis zu den Hügeln der Geest. Das Auftreten der Birken kennzeichnet so zu sagen den Anfang des Moores; mit Birkenbäumen ist die Chaussee, mit Birkenbäumen sind all' die zahlreichen Wege und Landstraßen des Düwelsmoors bepflanzt. Das Moor scheint so recht die Heimath dieses Baumes zu sein. Es gewährt einen lieblichen Anblick, all' diese Birkenalleen mit dem Hintergrunde von Eichenhöfen und blühenden Obstgärten im Frühjahr grünen zu sehen. Und der Bewohner des Moores liebt seine Birken.

„Hattest Birken rechts und links zur Seite,  
Alte grüne, liebe, treue Birken,“

singt darum auch ein aus dem Moor gebürtiger Bremer Dichter (J. H. Müller) von seiner Geliebten.

Und nun treten wir in's Moor: eine kaum absehbare Reihe von Gehöften, deren einzelne Gebäude freilich vor vielem Gebüsch noch nicht alle bemerkbar sind, stellt sich den Blicken dar. Die Moorordörfer sind nämlich sämmtlich in langen Linien angelegt, nie gruppenweise wie Geestdörfer. Dabei herrscht eine gewisse Ordnung in der Anlage oder Baulinie: Die Häuser, wenn auch nicht alle gleich weit entfernt von der Straße, haben doch gewöhnlich die gleiche Frontrichtung in ein und demselben Dorfe; entweder sie kehren fast alle ihre Seiten der Straße zu, was am häufigsten vorkommt, oder sie schauen durchgängig mit dem Vordergiebel, in selteneren Fällen auch mit dem Hintergiebel auf die Landstraße. Die Bauart ist dieselbe einfache aller niedersächsischen Bauernhäuser: Wohnung für die Menschen und Stallung für das Vieh befindet sich gemeiniglich unter demselben Dache. Die meisten Häuser sind von Holz gebaut; das Fachwerk ist theils grün oder blau gemalt, theils in der Naturfarbe des Eichenholzes belassen, stellenweise auch schwarzbraun getheert, und die Fugen zwischen den Steinen der eingemauerten Wände sind schön weiß angestrichen. — Doch trifft man auch schon häufig massive Gebäude, aber fast gar keine Ziegeldächer; was diese betrifft, scheint der Moorbewohner — wie der Bauer überhaupt — eine Antipathie dagegen zu haben und die Stroh- und Schilfdächer vorzuziehen. „Dat

Pannendach is tou kold," sagt er. Das Innere der Häuser ist fast überall dasselbe: Küche und Schornstein trifft man weniger; meistens brennt inmitten vor der Wand, welche die Wohnzimmer von dem Herd- und Dielenraum scheidet, das Herdfeuer, auf welchem gekocht und gebraten wird. Die Häuser sind daher bei ungünstigem Winde voller Rauch. — Das kimmert „Jan von Moor“ aber wenig!

Eine große Hausthür vorn und an jeder Seite des Gebäudes eine kleinere bilden die Aus- und Eingänge für die Menschen. Vorn im Hause, dasselbe fast halb einnehmend, befindet sich die große Dreschbiele, gewöhnlich aus festgestampftem Lehm gebaut; daran schließt sich weiter im Hintergrunde das sogenannte „Flett," ein mit Back- und Kieselsteinen gepflasterter Raum, nach vorn gegen die Diele hin offen, nach hinten aber durch die Herdwand von den Wohnstuben abgeschlossen. An beiden Seiten der Diele liegen die Stallungen und oben, an das „Flett“ grenzend, kleine Räume, die zu Stuben, Speisekammern und Spülörtern benutzt werden; das „Flett“ aber zieht sich quer durch das ganze Haus und empfängt von beiden Seiten Licht durch mehrere Fenster. Hinten im Hause befinden sich endlich die Wohnzimmer, oft zwei, oft aber auch nur eins; sie sind zuweilen ziemlich wohnlich eingerichtet, öfter aber noch in einem sehr primitiven Zustande. — Schlafkammern sind „Jan von Moor“ ein überwundener Standpunkt: er läßt in den Wohnstuben, etwa fünf Fuß von irgend einer Innenwand, ein Täfelwerk mit Schiebethüren anbringen und richtet darin seine Bettstellen („Buzen“) ein: — für die Gesundheit ein sehr bedenkliches Unternehmen!

Rings um das Haus herum ist in den älteren Dörfern das Moor in weitem Umkreise längst abgegraben und an seinen Platz ein Obst-, Gemüse- und Baumgarten getreten. Obst und Gemüse gedeihen auf dem abgegrabenen und mit Sand durchmengten Boden gar nicht übel; aber „Jan von Moor“ ist meistens nur ein schlechter Gärtner: er läßt wachsen, was wachsen will, — an den Obstbäumen Wasserzweige, Schwämme und Ausläufer und im Garten Hühnerdarm (*Stellaria media* L.), Knöterich (*Polygonum* L.) und alle möglichen Grasarten, und wenn er endlich vor Unkraut die Saat nicht mehr sehen kann, flucht er die schlechtesten Zeiten zum Teufel. — Doch ist dieses nicht überall der Fall; man trifft auch viele Dörfer, welche die Keilichkeit, Nettigkeit und Ordnung selber sind. An solchen Dörfern vorüberzugehen, gewährt einen wohlthuenden Anblick. Da sieht man an der einen Seite der baumbeschatteten Landstraße schöne Wiesen oft bis zur Baulinie des Nachbarorfes

sich ausbreiten, nur zuweilen noch von einem Stück torfhausenbesäeten Moores wie zur Abwechslung unterbrochen; an der anderen Seite schmucke Häuser in einem Gebüsch von Eichen, Linden, Obst- und anderen Bäumen halb verborgen und von Gärten mit lebendigen Hecken umgeben.

Jeder Hof bildet ein länglich-viereckiges Ganzes und ist von dem andern durch einen reinlich gehaltenen Graben getrennt, der sich manchmal  $\frac{1}{4}$  Stunde weit hinter die Häuser und Kornfelder in's Torfmoor zieht, welsch letzteres hinter Gebüsch und Aekern versteckt liegt. Diese Scheidungsgräben dienen den einzelnen Torfbauern zugleich als eigene Schiffgräben und münden in den gemeinschaftlichen Dorfschiffskanal, der oft neben der Straße, eben so oft aber auch hinter den Wiesen auf der Feldmark sich hinzieht, zweien Dörfern zugleich dienend. Im letzteren Falle führen die genannten kleinen Scheidungsgräben unter der Landstraße durch und man hat eine Anzahl kleiner Erd-, Holz- und Steinbrücken zu passiren.

Doch das sind die Lichtseiten des Moores — suchen wir auch seine Schattenseiten auf. Wir biegen von der Chaussee ab und betreten einen gewöhnlichen Fahrweg. Die Moorleute haben sich viele Mühe gegeben, ihn in guten Stand zu bringen: an beiden Seiten sind kleine Gräben aufgeworfen, der Weg selbst ist — wie alle Moorwege — mit Sand überfahren und mit Bäumen bepflanzt — und dennoch bei regniethem Wetter manchmal fast unergründlich. Etwa eine halbe Stunde führt er durch's Moor bis zum nächsten Dorfe. Anfangs begrenzen ihn rechts und links noch Wiesen, Korn- und Kleefelder; weiterhin aber hören dieselben auf und nun hat die Gemüthlichkeit ein Ende! — An beiden Seiten breitet sich jetzt Torfmoor und Heidegefild aus, durchschnitten von Torfkühlen und daneben Torfhausen an Torfhausen; hin und wieder schimmert ein Buchweizenfeld herüber, dessen weißröthliche Blüthen von summenden Bienen belebt sind, oder eine Stelle starrt uns entgegen, wo mitten im Moor der öde Sand zu Tage tritt: das ist das Moor! — Bielerwärts ist es auch noch gar nicht „angeschnitten“ und Torfkühlen wie Torfhausen fehlen folglich. Den Charakter des Sumpfes aber hat es fast überall verloren; überall ist der Boden ziemlich fest und Niemand braucht sich vor dem Versinken zu fürchten, wenn er das Moor betritt.

Ein trauriges Bild bietet eine solche Landschaft dem Auge dar! In der Ferne begrenzen baumreiche Dörfer rings den Horizont; aber in unmittelbarer Nähe stiert uns die Wüste an. Der erste Blick begegnet

nur dem Heidekraut und nichts als brauner Heide, und zwar je nach der mehr festen oder mehr sumpfigen Bodenbeschaffenheit gewöhnlicher oder Strauchheide (*Erica* [auch *Calluna*] *vulgaris* L.), Sumpf- oder Glockenheide (*Erica tetralix* L.) und Rosmarinheide (*Androm. polifolia* L.). Untersucht man aber den Boden genauer, so findet sich noch manch verstecktes Pflänzchen, so namentlich ganze Flächen mit Sonnenthaugewächsen (*Droseraceae* L.) überzogen, andere mehr sandige Strecken bedecken Bärlapppflanzen (*Lycopodiaceae* L.), und in den kleinen Grüppen und feuchten Niederungen breiten sich ganze Lager der Moosbeere (*Vaccinium oxycoccos* L.) aus. Sonst spielt der deutsche Gagel (*Myrica Gale* L.) eine große Rolle und kleine verkrüppelte Birken und Tannen trifft man nicht selten. — Eben so arm ist die Fauna des Moores. Meißter Lampe ist das einzige Wild und dazu auch noch ziemlich spärlich vertreten. Ein und wieder schleicht wohl auch ein Fuchs umher; aber er ist kein eigentlicher Bewohner des Moores, sondern nur ein verirrter „Morodeur“. Und weil auch an Vögeln fast nur das Rebhuhn vorkommt, so kann man sich denken, daß das Moor der Jagd eben kein sehr ergiebiges Feld bietet.

Im Sommer, wenn die blühende Heide von Millionen Bienen wimmelt, wenn die kleinen Birken grünen und der Sonnentau, der Bärlapp und die Moosbeere weiche, schwellende Polster ziehen, wenn hoch in der Luft die jubelnde Lerche singt und noch manch kleines Heidevöglein sein Stimmlein erschallen läßt, — oder wenn der Morgentau auf dem weiten Gefilde blüht — oder die Abendsonne die braune Heide vergoldet, — oder wenn der fliegende Sommer sich im Herbst an die Spitzen des Heidekrautes hängt und die Gegend wie mit einem Strahlenschleier überzieht: dann ist ein Gang durch die Heide ganz lohnend und kann wohl einen Naturschwärmer poetisch begeistern, wie denn z. B. der schon genannte J. G. Müller seine Heide in folgenden Versen besungen hat:

Wie das Herz mir glüht  
 In der Brust,  
 Wenn die Heide blüht,  
 Voller Lust,  
 Wenn das Glöcklein klingt,  
 Hoch die Lerche singt  
 Und die Biene aus der Blume trinkt! —

Welche Ruhe wohnt  
Auf der Heid!  
Welcher Friede thront  
Weit und breit! zc.

— — — — —  
Wenn die weite Heid'  
Deckt ein Nebelkleid

Und der Bursche schleicht zu seiner Maid!"

Aber wenn der Schneesturm über die Heide segt, wenn nur allein das Moorhuhn noch seine klagende Stimme hören läßt, — oder wenn der Herbsthimmel seine Gießbäche ausschüttet und den Moorboden einweicht, als wolt' er den zweiten Schöpfungstag wieder möglich und nöthig machen: dann ist's graufig im Moor!

In den jüngeren Dörfern ist das Moor natürlich noch sehr vorherrschend; dort ist selbst nahe bei den Häusern wenig Erfreuliches zu bemerken, und auch diese gewähren in ihrer hüttenähnlichen Gestalt keinen wohlthuenden Anblick. — Nur tiefe Gräben sieht man überall, angefüllt mit düstern Moorwasser, auf welchem träge die unförmlichen Torfschiffe ruhen. Das abgegrabene Moor liegt größtentheils noch in der grauen Farbe der Mooreerde da, ohne ein Halmchen Gras, ohne Baum und Strauch. Häufig aber lassen Getreidefelder und grüne, mit Gras- und Kleesamen besäete Strecken auch hier schon den Anfang einer Cultur ahnen, die nach Jahren eben so weit vorgeschritten sein wird, wie diejenige der älteren Dörfer jetzt schon ist.

Was aber werden dann diese sein? — Kaum noch Moordörfer! — Und wo wird das ganze Torfmoor dieser Gegend nach einigen hundert Jahren geblieben sein? — Verbrannt in den Oefen der Städte! — Das Moor wächst nicht wieder an, obgleich man's verschiedentlich behaupten hört; „Jan von Moor“ sorgt dafür, daß es nicht geschieht, und Natur selbst, wie sie das Entstehen des Moores bewerkstelligt hat, arbeitet sie jetzt auch rastlos wieder an seinem Verschwinden. — Blieben die Torfstuhlen offen stehen und bildeten sich von neuem Sumpfpflanzen darin, dann würde vielleicht an Stelle des abgegrabenen Moores ein neues entstehen können. Aber der Torfbauer spielt zugleich den Landwirth und nutzt seinen Boden aus, wie er nur kann: Die Torfstuhlen werden mit Erde (der obersten, grauen Schicht des Moores) angefüllt und an Stelle des düstern Moores entstehen grüne Wiesen, Acker und Gärten. — Man könnte zwar einwenden, daß man die abgegrabenen

Strecken ja nur uncultivirt zu neuer Torfbildung liegen lassen dürfte, um so ein neues Moor zu gewinnen. Dies hat auf den ersten Blick etwas für sich, aber es würde doch nicht gehen: Natur würde ihre Hilfe versagen, versagen müssen, weil sie kein neues Moor bilden könnte. — Durch die vielen Entwässerungsgräben hat sich das Moor nämlich dermaßen abgelagert („t is besact,“ sagt „Jan von Moor“), daß es schon jetzt gegen früher zur Hälfte verschwunden ist. Wo sich in früheren Zeiten 14—16 Fuß tiefer Moorboden befand, ist derselbe jetzt kaum noch 7—8 Fuß tief, und fortwährend schwindet er durch die Ausdünstung noch mehr. In gleicher Weise sinkt der Wasserspiegel der Gräben mit herab, so daß man keinen Fußbreit Landes versumpfen lassen könnte, selbst wenn man's wollte. Der abgegrabene Moorboden kann jetzt schon vielerwärts nicht mehr zu Wiesen benutzt werden, weil dieselben zu hoch liegen würden, um aus den Gräben bewässert werden zu können; wo aber solcher Boden Wiesen geben soll, muß zuvor auch noch eine Schicht Sand aufgegraben werden. Auch da, wo der Sand tiefer als der Wasserspiegel liegt, liegt er doch nie so tief, daß sich eine gehörige Schicht Moor wieder darauf bilden könnte.

Wenn man dies in's Auge faßt, so steht dem Dülwelsmoor eine ganz andere Zukunft bevor, als worauf der Kolonist heutzutage sein Hauptaugenmerk richtet. Ackerbau und Viehzucht, die stellenweise jetzt schon bedeutenden Aufschwung nehmen, werden mit der Zeit immer mehr zur Vorherrschaft gelangen und endlich die alleinige Erwerbsquelle bilden.

## V.

In jetziger Zeit kommen Ackerbau und Viehzucht erst in zweiter Linie in Betracht. Sie setzen den Wiesenbau voraus, und wirklich wird derselbe auch in hohem Maße betrieben. Das Niveau der Wiesen muß sich nach dem Stande des Wassers in den Kanälen richten, da diese zugleich Bewässerungsanstalten sind. Der Kanalwasserstand wird darum auch möglichst auf gleicher Höhe erhalten, indem man mittelst einer Menge Schleusen („klappen“) das Wasser auffängt. Jeder Hofbesitzer hat eine Wasserberechtigung, welche nach der Größe seines Hofes größer oder kleiner ist. Um seine Wiesen zu bewässern, bringt er am Torfkanal eine Vorrichtung an, einen sog. „Ueberfall“, über welchen das Wasser in gewöhnlichem Stande hinüberrieselt; hinter demselben befindet sich ein

kleiner, verschließbarer Siel, welcher das über den „Ueberfall“ gerieselte Wasser durchlaufen läßt bis auf die Wiesen. Die Wiesen werden meist von sog. „Wiesenmachern“ aus dem Lüneburgischen nach der Wasserlage angelegt und mit kleinen fußbreiten und tiefen Grütppen durchzogen, welche das Wasser bis in die entferntesten Winkel der Wiese leiten. Da das Wasser nun immer etwas Schlamm mit sich führt, so befeuchtet und befruchtet es die Wiesen und bringt sie manchmal auf eine hohe Ertragsfähigkeit. — In einigen Ortschaften muß man aber mit dem Wasser sehr sparsam sein; daher hat jeder Bauer bei Strafe seine Zeiten innezuhalten, wann er bewässern („Rauen“) darf und muß außerdem seine Siele und Ueberfälle stets wasserdicht bewahren, damit kein Wasser hinüber- oder durchlaufe, das ihm nicht zukommt. Jeder hält darum auch seine kleinen Gräben und Grütppen recht rein von Unkraut und Schlamm, damit das Wasser um so besser darin hinlaufe und seinen Zweck erfüllen kann.

Der Ertrag der Wiesen richtet sich theils nach der Güte und Menge des Wassers, theils nach der Bodenbeschaffenheit. Auf schlechtem Boden wachsen nur Niedgras („Moorgras“), Seggen, Binzen und Wollgras (*Eriophorum* L., von „Jan von Moor“ gewöhnlich „Molken“ genannt), und bei spärlicher Bewässerung bleibt auch guter Boden zurück. Ist aber sowohl Boden als Bewässerung gut, so entwickelt sich im Frühjahr schnell ein schöner Graswuchs. Neben den gewöhnlichen Futtergräsern bilden Blumen einen großen Theil der Moorwiesenflora. Die am häufigsten vorkommenden sind die Sumpf-Dotterblume (*Caltha palustris* L.), die Kufuksblume (*Lychnis flos cuculi* L.), mehrere Arten der Sternmiere (*Stellaria* L.), das Bergißmeinnicht (*Myosotis palustris* L.), das Wiesen-schaumkraut (*Cardamine pratensis* L.), das Marienblümchen (*Bellis perennis* L.) und viele Hahnenfußarten (*Ranunculaceae* L.); daneben blühen im buntesten Durcheinander Orchideen, Schierling (*Cicuta* L.), Sumpfsprimel (*Hottonia palustris* L.), Wasserschwertlilie (*Iris pseudacorus* L.), Leich- und Seerosen (*Nuphar luteum* L. und *Nymphaea alba* L.), Veilchen (*Viola palustris* L.) und viele andere in solcher Menge, daß man kaum das Grün des Grases sieht. — Als lästige Unkräuter treten dagegen häufig auf: Fänsekraut (*Pedicularis* L.), Hahnenkamm oder Klappertopf (*Rhinanthus* L.) — beide vom Volk „rother und weißer (gelber) Klaab“ genannt — und der Schaftalm (*Equisetum* L.) — „Durock“ und „Wild“ genannt, — welche wenige Pflanzen neben sich aufkommen lassen. — Auf trockneren Grasplätzen, namentlich auf solchen, welche nicht bewässert, sondern durch Dünger ertragsfähig

gemacht werden, kommen neben vielen der genannten noch eine Menge anderer Blumen vor, so vor allen andern Löwenzahn (*Leontodon L.*), Fingerkraut (*Potentilla L.*), Heidecker (*Tormentilla L.*) u. s. w.

Mancher Torfbauer hat es in der Wiesenkultur schon so weit gebracht, daß er von seinen eigenen Wiesen Heu genug zu ernten vermag; gewöhnlich aber müssen die Moorleute Gras zur Heugewinnung pachten. Zu dem Ende hat jeder „Zan von Moor“ seinen eigenen „Grasbauer“, bei welchem er „sein Heu hat“ und bei welchem sein Vater und Großvater gemeiniglich „es auch schon hatten“. Diese „Grasbauern“ sind die großen Grundbesitzer in Tenselsmoor (dem Dorfe), Woppsweide, St. Jürgens, Blockland (Gebiet der freien Stadt Bremen), Fischerhude, u. a. D., denen die weiten, fast unabsehbaren Grasflächen an der Hamme und Wäimme gehören; sie vermiethen ihre Ländereien an die „kleinen Leute“, die diesentwegen oft meilenweit nach dem „Heuen“ gehen müssen. — Zu Schiff und zu Wagen wird endlich das Heu eingeheimset.

Trotz dieser Weitläufigkeiten steht die Viehzucht im Moor auf einer gedeihlichen Stufe; ein Stall voll schöner Kühe ist aber auch neben einer gehörigen Menge schwarzen Vactorfes der Hauptstolz des echten „Zan von Moor“. — Namentlich ist es der Kälberhandel, der hier Erwähnung verdient; denn neben ihm tritt der Handel mit Pferden und Schlachtvieh ziemlich in den Hintergrund. So werden z. B. Schafe sehr wenig und nur für den eigenen Hausbedarf wegen gehalten und Schweine fast nur für den eigenen Haushalt gemästet. — Aber im Kälbermästen hat „Zan von Moor“ eine wahre Force! Es giebt Leute, die jeden Monat ein fettes Kalb nach Bremen oder Bremerhaven verkaufen. Die Kälber werden ihnen natürlich nicht alle im eigenen Stalle geboren, sondern häufiger jung von auswärts eingehandelt, und nachdem sie acht, zehn, zwölf Wochen und länger mit reiner Milch getränkt worden, wieder an die herumziehenden Schlächter verkauft. Viele suchen einen Ruhm darin, recht enorme Preise zu erzielen und mästen daher die Kälber oft  $\frac{1}{2}$  Jahr lang. So kamen vor einigen Jahren Preise vor von 100 „ß pro Kalb, und 1874 auf der intern. landwirthschaftl. Ausstellung in Bremen wurde ein Kalb aus dem Moor noch höher taxiert und gewann seinem Aussteller einen Preis.

Der Ertrag des Ackerbaues reicht gewöhnlich nicht aus, weshalb jährlich viel Korn eingeführt werden muß. Der Moorboden muß gut gedüngt und mit Sand vermischt werden, wenn er die Ausfaat lohnen soll. Viele Torfbauern nehmen deshalb jährlich ein oder mehrere Acker-

stücke vor, die sie mit Sand befahren; die Nachbarn und Dorfgemeinschaften pflegen sich bei dieser Arbeit gegenseitig zu helfen, indem die jungen Leute beiderlei Geschlechts zusammenkommen und den Sand mit Schiebekarren auf den Acker fahren. Trotz der schweren Arbeit ist dies doch jedesmal ein Fest für die Jugend. — Aber bei weitem der größte Theil der Moorbewohner unterläßt diese nützliche Arbeit; denn überhaupt, wie „Jan von Moor“ schon ein schlechter Gärtner ist, so ist er auch ein schlechter Ackerbauer. Sein Hauptaugenmerk ist auf die Torfgewinnung gerichtet, worüber er seinen Acker mehr oder weniger vernachlässigt. Tritt nun dazu noch ein schlechtes Jahr ein, daß sich z. B. viel Taubnessel (*Lamium L.*) und Hohlzahn (*Galeopsis L.*) unter der Saat befindet, so erntet er wenig mehr als die Ausfaat, bestellt aber möglicherweise dieses Mal seinen Acker noch nachlässiger. In bessern Jahren dagegen und wenn das „dumme Glück“ ihm einmal hold ist, erntet er ganz gut und meist wider sein Erwarten, so daß er vor Verwunderung am nächsten Sonntag dem „lieben Gott“ in der Kirche danken läßt.

Die Haupterzeugnisse der Mooräcker sind Roggen und Kartoffeln und zwar letztere in einem Maße, daß fast jährlich eine Ausfuhr erzielt wird. Außerdem werden Hafer und mitunter etwas Weizen und Gerste gebaut. Die Gartenländereien bringen Hanf, etwas Flach, Erbsen, Bohnen, Rüben und manches andere hervor und würden noch viel ertragfähiger gemacht werden können, wenn den Moorleuten die Torfarbeit nicht so sehr an die Seele gewachsen wäre.

Noch ist des Buchweizenbaues Erwähnung zu thun, welcher jetzt vielfach schon auf gedüngten Aedern betrieben wird, während früher ausschließlich „Brandland“ dazu benutzt wurde. — Letzteres — und damit also auch das Moorbrennen — ist aber noch lange nicht in Vergessenheit gerathen: „Jan von Moor“ brennt vielmehr seine Heiden noch häufig und braut dadurch einen respectablen Rauch zurecht. Trotz der Unannehmlichkeit, welche der Rauch uns verursacht, kann man den Leuten ihre Räucherereien eigentlich nicht verargen. Sie erzielen dadurch mit leichter Mühe recht hübsche Erfolge, welche das Düngen und Beackern der Heiden ihnen nicht so leicht gewähren würden. Der Moorbewohner braucht seine Heide im Frühjahr nur leicht aufzuhacken, die nach einigen Wochen trocknen gedörrten Schollen bei günstiger Witterung anzuzünden und in die zurückgebliebene Asche den Buchweizen zu säen. Alles dieses verrichtet er ohne große Mühe in wenigen Tagen und kostenlos, und der so gebrannte Boden krönt seine kleinen Mühen mit sicherem und gutem

Erfolge. Welche Mühe, wie viel Kosten und welchen Zeitverlust würde ihm aber eine gehörige Bestellung des Heibelandes verursachen! — Ich will damit nicht dem häßlichem Moorbrennen das Wort geredet haben; aber doch möcht' ich sagen, daß man's nicht eher gänzlich verdammen sollte, ehe man genügenden Ersatz dafür geschafft hätte. Im Düwelsmoor vermindert es sich übrigens mit jedem Jahr; aber nicht deswegen, weil „Jan von Moor“ es unerträglich findet, — durchaus nicht! sondern weil er keine Zeit oder — Lust dazu hat: er kauft nämlich seinen Buchweizen lieber, als daß er sich durch den Bau desselben von der Torfgräberei abhalten oder aus behaglicher Ruhe stören lassen sollte.

## VI.

Der Haupterwerb und die Hauptarbeit der Moorleute ist, wie schon gesagt, der Torfstich. Die Gewinnung und Verschiffung des Torfes beschäftigt sie von den ersten warmen Märztagen an bis spät in den Herbst, ja selbst noch bis in den Winter hinein. — Kaum ist im Frühjahr der Frost nur halbwegs aus der Erde verschwunden, dann nimmt „Jan von Moor“ auch Spaten und Schaufel zur Hand und „schneidet eine Torfkuhle an“. Die oberste Schicht Moorerde, zwei bis vier Fuß tief, muß nämlich dort, wo der Sand hoch liegt, zu Torf abgegraben werden. Diese Schicht liefert den sog. „gelben“ oder Ziegeltorf. Er wird in Soden von 1 Fuß Länge und 4 Zoll Breite mit dem Spaten zurechtgeschritten und darauf in einer Dicke von etwa 3 Zoll mit der Schaufel herausgestochen und auf das Ufer der Torfkuhle gelegt, von wo Frauen und Mädchen ihn nachher mittelst Schiebekarren wegtransportiren und weit hinten in kleinen Haufen („Stuken“) von acht Soden zum Trocknen aufstapeln. Einige Zeit nachher wird er dann weiter verarbeitet und wenn er ganz trocken ist, in große Haufen zusammengelegt. Dieser Torf ist sehr leicht und lose und wird entweder von den Moorleuten selbst verbraucht, oder an Torflieferanten verkauft, die ihn in großen Kähnen nach den vielen Ziegeleien an der Unterweser schaffen. — An solchen Stellen, wo der Sand tiefer unter dem Wasserspiegel liegt, wird diese oberste Schicht gar nicht zu Torf benutzt, sondern einfach in die beim Graben der untersten Schichten, des „Bactorfes“, entstehenden tiefen Kühlen geworfen. — Unter der obersten losen Schicht kommt eine andere, zähere, welche für sich gegraben den sogenannten „braunen Torf“ („swarten

Langen“) liefert, aber gewöhnlich mit der untersten eigentlichen Torfschicht vermischt wird. Diese unterste Schicht hat, wenn sie gut ist, eine glänzend schwarze Farbe und giebt den richtigen Bactorf.

Ende April oder Anfang Mai geht die eigentliche Arbeit an. Das Moor wird von der obersten losen Schicht befreit, wenn diese nicht schon vorher zu Torf abgegraben ist: ein Mann stellt sich mit einer Schaufel in die Kuhle und gräbt die schwarze Mooreerde in rohen Schollen heraus; ein anderer Arbeiter (oder eine Arbeiterin) steht auf dem Rande der Torfkuhle, labet diese Schollen auf einen Schiebekarren und fährt sie oben auf der ebenen Fläche auseinander. (Zu dieser Arbeit gebraucht man in jetziger Zeit kleine eisenschlagene Holzschienen, auf welchen ein Wagen mit eisernen Rädern hin- und hergeschoben wird.) Ein dritter Arbeiter steht mit einem eisernen Dreizack („Fork“) bereit, setzt die Schollen nebeneinander zurecht, schlägt sie caput und macht eine Art Brei daraus; ein vierter knetet diesen Brei mit bloßen (oder mit einer Art Lederstiefel versehenen) Füßen noch breiartiger und weicher, damit er elastisch werde und zusammenhalte. Ein fünfter Arbeiter tritt nun diesen Teig mit Holzschuhen eben, dicht und fest, und ein sechster streicht ihn mit einem Eiseninstrument glatt und blank. — Es ist nicht gesagt, daß gerade sechs Arbeiter zum Torfmachen nöthig sind: man bereitet den Torf auch mit weniger und mehr Mannschaft; aber jene sind die sechs Hauptarbeiten.

Die Torferde liegt nun in einer breiten, glänzenden Fläche auf dem Lande und würde von der Sonnenhitze zerrissen werden, wenn man dem nicht zuvorkäme und die zusammenhängende Masse in kleine Soden zerschneide. Nach dem Zerschneiden beginnen die Sonnenstrahlen ihre Arbeit, trocknen die Schnitte auseinander und geben dem Torfe ringsum eine harte Rinde. — Jetzt folgt das „Aufnehmen“ der Soden, indem man sie aus der bisherigen Lage in eine andere bringt, damit sie von allen Seiten durchlüften und durchtrocknen. In warmen, sonnigen Jahren macht das Trocknen nicht viel Arbeit, da die Sonnenhitze fast alles thut; aber in trüben, nassen Jahreszeiten hat „Jan von Moor“ seine Noth mit dem „verdammten Torf, der gar nicht trocken werden will“, — noch mehr Noth haben freilich nachher seine „Kunden“ in der Stadt damit.

Die Torfgräberei wird von der Heu- und Kornerte mehrere Wochen lang unterbrochen, um dann gewöhnlich noch eine kurze Zeit aufs neue zu beginnen. — Hat „Jan von Moor“ Torf genug gemacht, so fängt er an, ihn zu verkaufen, während dem weiblichen Theil der Bevölkerung die Arbeit des Trocknens und dazu noch vielfach die Bestellung des Ackers

und die Kartoffelernte fast allein obliegt. Die Torfschiffahrt beginnt eigentlich erst mit dem September, wenn auch vorher schon manches Schiff den Kanal passiert haben mag, und dauert so lange, als noch ein Brocken zu verladen ist. Manchmal setzt nur der eintretende Frost der Schiffahrt ein Ziel, und kaum ist bei etwaigem Thauwetter das Eis nur halb zerschmolzen, so beginnt auch die Fahrt wieder. — Das ist ein rauhes, sturmbevegtes Leben, und der Mensch selbst wird rauh, wegehalfig und auch roh dabei.

Durchgängig haben die Moorleute ihr Torfmoor nahe bei ihrer Wohnung, so daß sie zu jeder Mahlzeit ins Haus gehen können; andern dagegen liegt es stundenweit entfernt, so daß diese nicht einmal jeden Abend heimkommen. — Da wird denn am Sonntage für die ganze Woche Essen bereitet: genügend Butter und mehrere große Schwarzbrote werden in einen gewaltigen Kober gethan, mächtige irdene Krüge mit geronnener und Buttermilch gefüllt, Kartoffeln, Speck, Schinken, Fleisch, Reis, Erbsen zc. in kleinen Beuteln zurechtgelegt, und am Montag Morgen tritt die Karavane ihre Reise an: der Mann, die erwachsenen Söhne und Töchter, sowie etwaige Knechte und Mägde — drei bis sieben Mann hoch. Nur die Frau (zuweilen auch noch nicht einmal diese) und die arbeitsunfähigen Kinder und Alten bleiben daheim. — Am Vormittage langen sie im Moor an; eine primitive Erdbütte wird aufgeschlagen, die Lebensmittel hier untergebracht und ein Strohlager für die Nacht darin ausgebreitet. — Nun gehts an die Arbeit; Tag für Tag von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang wird geschafft, mit alleiniger Unterbrechung von fünf täglichen Mahlzeiten und einer einstündigen Mittagsruhe. Die Leute werden im Laufe der Woche niemals ihre Kleider vom Leibe los und verspüren während der Zeit nie Waschwasser im Gesicht, so daß sie in den letzten Tagen Schornsteinfegern und Gnomen durchaus ähnlich sehen! Die Speisen werden zuletzt fast ungenießbar (d. h. sie würden es sein für uns): das Brot vertrocknet oder verschimmelt, der Speck wird von der Sonne halb ausgebraten und die Milch in den Gefäßen so sauer, daß sie die Pfröpfe gleich Champagnerorken knallen in die Luft treibt. „Jan von Moor“ aber schlürft dieses Gebräu mit wahrhaft russischer Wollust, ohne eine Miene zu verziehen; er ist das trockne und verschimmelte Brot, daß ihm der Staub um die Ohren steigt, würgt die geschmolzene Butter und den halbgefotenen oder ranzigen Speck hinunter mit Wohlbehagen, und trinkt schwarzen Zichorienkaffee dazu. Am Sonnabend Nachmittag etwa wird Wochenfeierabend gemacht. Die Gestalten

aber, die dann heimwandern, sind nicht als diejenigen wiederzuerkennen, die am Montag-Morgen auszogen: so schwarz und erdebefäimert sehen sie aus. Am Sonntage reinigen sie sich — für die ganze Woche — und ruhen aus — auch für die ganze folgende Woche; denn Montag früh geht der Spectakel von neuem los.

## VII.

Das Düwelsmoor ist mit vielen Kanälen und Gräben durchzogen, die hauptsächlich der Schifffahrt dienen. Sie erhalten ihr Wasser aus den sog. „Wasserlösen“, d. s. Gräben, welche bis in die Geestlande hinaufgezogen sind und daselbst viele Quellen haben. Soweit die Kanäle befahren werden, sind sie mit Schleusen („Klappen“) versehen, hinter welchen das Wasser aufstaut und somit überall eine hinreichende Tiefe bildet. Die Kanäle münden mit all ihren Nebkanälen und Gräben in die Hamme und Wörpe, zwei Nebenflüsse der Wümme. Von der Wümme aus laufen sodann verschiedene Wasseradern durch das Gebiet der freien Stadt Bremen bis zu dieser Stadt selber; eine derselben, die neuerbaute sog. „Semkenfahrt“, führt sogar direct aus dem Moore nach Bremen. Torfschiffer, welche letzteren Kanal benutzen müssen, können — wie die Schifffahrtsinteressenten einiger andern Kanäle — ihre Reisen meist in einem Tage fertig bringen; andere dagegen, namentlich diejenigen, welche nicht nach Bremen, sondern mit Benutzung der Hamme und Wümme bis auf die Unterweser nach Vegesack, Glöfledt, Brake zc. fahren, bringen gewöhnlich zwei und mehr Tage auf einer Reise zu. — Die längere oder kürzere Dauer der Fahrt hängt hier hauptsächlich von Ebbe und Fluth und günstigem Winde ab; außerdem tragen die seltsamen Krümmungen der Hamme sehr viel zur Verlängerung der Reisedauer bei. Dieser Fluß krümmt sich nämlich stellenweise dermaßen, daß zwei Schiffer miteinander sprechen können, obgleich der erste dem zweiten um mehr als  $\frac{1}{4}$  Stunde voraus ist.

Die Hamme wird sehr stark befahren; bisweilen ist der Fluß schwarz von Segeln und Torfschiffen. Die Torfschiffe sind nicht groß; gewöhnlich tragen sie nur etwa 50 Hectoliter Torf (d. i. ein „Kummt“ oder „ $\frac{1}{2}$  Hunt“), einige jedoch auch das Doppelte. Zu verwechseln sind damit nicht die großen Torflähne, welche 9—10 Hunt, und die noch größeren sog. „Torfböcke“, welche mehr als 20 Hunt Torf tragen und nur bis zu

einer gewissen Stelle auf der Hamme, nie bis in die Kanäle kommen. Diese sind abgesetzte Fluß- und Küstenschiffe und haben mit den eigentlichen Torfschiffen nichts gemein, sind natürlich auch viel stärker bemannt. Die rechten Torfschiffe sind 30—37 Fuß lang, 4—5 Fuß im Boden weit und 2—3 Fuß tief; sie bilden an beiden Enden stumpfe Winkel, haben einen ganz flachen Boden, der sich vorn und hinten sehr in die Höhe zieht, sind ohne Deck, oben viel weiter als unten im Boden und haben 8—12 Rippenpaare. Vorn im Schiff befindet sich eine Art Koje („Verdeck“), die aber nicht größer ist, als daß ein Mann auf seiner Streu darin liegen und außerdem verschiedene Kleidungsstücke, Lebensmittel zc. unterbringen kann. Jedesmal, wenn er sich umwendet, stößt er mit Kopf und Schultern an die Schiffswand oder an die Decke. Im Sommer ist's glühend heiß, im Herbst bitterkalt in dem Loch.

Ungefähr mitten im Schiffe, jedoch mehr nach vorn, ist die sog. Segelbank angebracht, in welcher das einfache Segel aufgerichtet wird, das meistens der Länge nach an dem Mastbaum herunter befestigt ist und bei widrigem Winde zusammengerollt auf oder in dem Schiffe liegt. Ein abnehmbares Steuer und zwei Ruder, ein großes und ein kleines, vollenden die Armirung des Schiffes; das kleine Ruder gebraucht der Schiffer in flachem, das große aber in tieferem und grundlosem Wasser, wo er sein Schiff mittelst des „Drehens“ oder „Briggens“ fortbewegen muß. Letzteres ist eine dem „Jan von Moor“ vielleicht eigenthümliche Fahrweise; er hat dazu hinten auf dem Schiffe eine Vorrichtung angebracht, „Knapp“ genannt, wohinein er das Ruder legt, damit es nicht abglitschen kann. Indem er nun das Ruder, welches unten ein breites Blatt hat, langsam bald nach links, bald nach rechts dreht und damit das glatte Ruderblatt hin und her durchs Wasser zieht, schnellt er das Schiff bedeutend fort. Das eigentliche Rudern („Rojen“) mit Ruderstangen („Riemen“) versteht „Jan von Moor“ nicht.

Ein merkwürdiges Leben führen diese Schiffer: lustig und roh, schlaffensförmig und auch gefahr- und mühevoll, enthaltsam und auch wieder unmäßig. Lustig und schön ist es, wenn sie bei heiterem Wetter und mit günstiger Strömung nur so dahin treiben, vorbei an den herrlichen, unendlichen Wiesen mit den hunderttausend Blumen und zahllosen Viehherden und den waldigen Dörfern und Höhen im fernen Hintergrunde, vorbei an lebhaften Ortschaften und an den schönen Ufern der untern Wümme (Resum); aber roh ist es auch, weil sie wenig davon empfinden und ihre

scheußlichen Zoten und häßlichen Flüche in die Anbacht der Natur schleudern, weil nichts ihrem schmutzigen Wiße heilig, keine Familienbande, kein Vaterland, kein Altar. Schlaraffenförmig ist es, wenn sie bei günstigem Winde leicht dahin segeln, kein Glied rührend und halb schlafend; aber gefahr- und mühevoll, wenn sie sich in ihren Nußschalen dem Sturme preisgeben oder wider Wind und Strom auf Tod und Leben vorwärtsarbeiten. Enthaltfam ist das Leben, weil sie es tagelang mit Bitterbrot, Kaffee und Bier fristen und eben so oft halbe Tage hindurch hungern und dabei in ihrer Koje wie Hunde liegen müssen; aber auch unmäßig, weil bei vielen der Branntwein eine schauerliche Rolle spielt.

Schon in früher Jugend wird der Knabe vom Vater auf einer Reise mitgenommen, zunächst noch zum Vergnügen, damit er sich an das Wasser gewöhne. Bald genug aber tritt der rauhe Ernst an den Jungen heran: mit 10 oder 12 Jahren muß er schon selbst sein Schiff lenken und wird dabei in einer Weise abgehärtet, die ihm eben sowohl das Leben kosten könnte, als daß sie ihn zum Manne reifte. In wenigen Monaten flucht, zotet, säuft, frist und hungert der Lehrling schon eben so gut, wie sein Lehrmeister. — Die unvernünftige Erziehungsweise bekundet sich aber nicht sowohl in den schauerlichen Drohungen und oft brutalen Mißhandlungen, als vielmehr noch verderblicher in der Güte, mit welcher „Jan von Moor“ seinem Knaben begegnet. Wie er selbst seine Lebensgeister mit Branntwein auffrischt, so sucht er auch seinen ermatteten Jungen damit zu stärken. Ein „Jan von Moor“ reichte einst seinem Söhnchen mit den Worten: „Dar, nu suup, Jung'n, dat d' Kräfte frigs“ (Da, nun lauf, Junge, daß du Kräfte bekommst) die volle Flasche, und als der Junge nach einem sehr verwegenen Zuge wie unsinnig anfing zu arbeiten, lachte der Alte höchst befriedigt. Oft lassen auch wohl zwei Schiffer ihre Jungen um die Wette arbeiten, wobei dem Sieger die kräftigsten Ermunterungen, dem Zurückbleibenden die gräßlichsten Drohflüche zugerufen werden. — „Dar, Jung'n, hef'n Kroos Beer, — nu neihd'r wat 'nen, dat d' stahn kanns!“ (Da, Junge, hast du eine Kanne Bier, — nun „schlage dir den Bauch voll“, damit du's aushalten kannst!) rief nach einer solchen Wettfahrt ein Vater seinem schweißtriefenden Kleinen zu, als er ihm im Wirthshause, wo sie essen wollten, eine Kanne Bier und einen ganzen Haufen mächtiger Brotschnitte hinschob. Daß der arme Kleine das eisige Bier bei schwerarbeitender Brust in einem Zuge hinunterschüttete, bemerkte der „zärtliche“ Vater mit großem Vergnügen und bestellte frisch weg noch eine Kanne für seinen „braven Jungen“; nur daß der Kleine, der vorher schon über

Hunger geklagt hatte, „nu nich fret'n“ wollte, gefiel ihm sehr übel und hätte dem Knaben fast eine Tracht Prügel eingebracht.

Der „Jan von Moor“ wird, wo er hinkommt, durchgängig wenig geachtet; nicht allein, weil er meist in Holzschuhen und schmutziger Kleidung, mit torfstaubgeschwärztem Gesicht und die Mütze im Nacken in den Straßen herumstelt und bei seiner Rohheit und seinem Bildungsmangel überall die größten VerstöÙe macht, sondern auch weil ein großer Theil der Torfschiffer im Verruf steht, nichts liegen lassen zu können. — Er wird überall „Jan“ genannt, mag er auch heißen, wie er will. „Jan, wor geiht't dat Kalw?“ (Jan, wie geht's dem Kalbe?) muß er von allen Strandbewohnern ohne Ausnahme hören. Dieser Ruf, wie auch die Benennung „Jan“ und „Jan von Moor“, soll daher stammen, daß einmal vor langen Jahren ein Torfschiffer, namens Jan, ein Kalb aus der Marschweide gestohlen. Der Zuruf hat sich seit mehr als 50 Jahren erhalten, erbt von einer Generation zur andern fort und wird auch wohl nie aussterben, da „Jan von Moor“ durch seine häufigen Betrügereien nichts dazu beiträgt, um seinen Ruf zu heben. — Zur Ehre der Moorleute muß ich aber bemerken, daß ich hier größtentheils von der Hefe des Volks spreche und daß bei weitem die meisten unter ihnen ganz ehrenwerthe Menschen sind, die nur unter den Gemeinheiten der Schlechten mitzuleiden haben. Roh und unbeholfen sind sie freilich mit wenigen Ausnahmen alle; aber viele verstecken unter einem dummstehenden Außern eine nicht gewöhnliche Schlaueit und manche sogar namhafte Bildung. Dennoch wird sich der üble Ruf wohl nicht eher verlieren, bis „Jan von Moor“ in Sprache und Sitten ein anderer geworden ist.

Wann aber wird das geschehen?

Folgendes Gespräch eines „Jan von Moor“ mit einem Pastoren, der ihm Torf ablaufen wollte, mag eine Art Antwort auf obige Frage sein. Der Pastor machte sich übrigens aber in Kleidung und Benehmen auch so bäurisch, daß der Jan wohl halb zu entschuldigen gewesen wäre, wenn er ihn nicht gekannt hätte. — P. „Jan, wat kost't de Torf?“ — J. „SöÙ Daler (sechs Thaler).“ — P. „Awer de anner Mann söddert doch man fief (Aber der andre Mann fordert doch nur fünf).“ — J. „Dönnnerweer, Jung'n, kannst denn nich sehn, — de Törf ist of jo anners (Donnerwetter, Junge, kannst du denn nicht sehen, — der Torf ist auch ja anders).“ — P. „Je, wor geiht dat denn tou Nun, wie geht das denn zu?“ — J. „Och, Gott's Dönnnerweer! kann't den Keerl doch

nich Klout krieg'n! Donner, Jung'n süß doch, da's of jo anner Erdbriel (Ach, Gottes Donnerwetter! kann ich den Kerl doch nicht klug kriegen! Donner, Junge, sieh doch, das ist auch ja anderes Erdreich!)! — So ging's noch wohl eine Viertelstunde, bis der Pastor zuletzt all der „Donnerweers“, „Jung'ns“, „Keerls“ zc. milde ward und sich davon machte.

## VIII.

Die „Jan von Moor“ sind übrigens ein kräftiger Menschenschlag, echt niederländischer und friesischer Abstammung, mit durchgängig heller Farbe der Augen, der Haare und der Haut. Ihre Muskelkraft ist bedeutend, was wohl von der unausgesetzten schweren Arbeit kommt; daher liefern sie auch die kräftigsten, ausdauerndsten Soldaten, die auf jeder Musterung gerühmt und vorgezogen werden. — Schade, daß ihre Bildung nicht mit der Körperform auf gleicher Stufe steht! — Man muß den richtigen Jan einmal beobachten, wie linksich und unbeholfen er auftritt, welche Abneigung er gegen das „Sie“ und „Herr“ hat und wie er in Kriecherei übergeht, sobald er aus Schlaueit höflich sein will. — Man muß ihn ferner beobachten auf seinen Gelagen, wenn er Krakeel anfängt, nachdem ihm die Unmassen Bier und Branntwein, die er verschlungen, das Oberstübchen erhitzt haben. Da spielt das Messer und der Knüttel eine starke Rolle, und ohne blutige Köpfe geht selten eine Gelage vorüber. —

Von einer höflichen Aufforderung zum Tanz weiß der junge Bursch nichts; er greift sich irgend ein Mädchen aus der sich vordrängenden Reihe der Tänzerinnen heraus und tummelt sich in oft unsinnigen Sprüngen mit ihr herum, die brennende Cigarre oder die Pfeife im Munde, die Mütze auf dem Kopfe, aber den Rock dagegen abgelegt. — Er spricht mit den jungen Mädchen in denselben rohen Ausdrücken, wie mit seinen Gumpen, und die Mädchen sind leider nichts besser und überbieten die Burschen noch wohl gar an rohen Worten. Ist der Tanz zu Ende, so laufen sie auseinander, wo sie gerade stehen. Hat ein Mädchen einen Burschen beleidigt, so läßt derselbe sie wohl mitten im Tanze stehen und läuft davon. — Auch auf andere Weise erhält sie ihre Strafe, z. B. indem sie zu Pfingsten entweder gar keinen Maibaum, oder doch — was noch schimpflicher — einen beschmittenen erhält, der oft noch dazu mit todten Katzen und Hunden behangen ist. Sonst erhält jedes junge Mädchen zu Pfingsten einen Maibaum von den Burschen und muß dafür eine

Flasche Brantwein hergeben. In der Pfingstnacht werden die Bäume (junge Birken) gehauen, nämlich gestohlen, und am ersten Pfingstnachtsmittle „begossen“, wobei sich die herumziehende Bande der jungen Bur-schen einen Haarbeutel antrinkt, der sich auch gewaschen hat.

Ebenso geht's in der Neujahrnacht beim Neujahrsschießen. Da wird geknallt, daß die Mitternacht aus ihrer bleiernn Ruhe schreckt, und ge-sossen, daß nicht selten ein Unglück passirt. Am andern Tage erzählen sich die jungen Mädchen dann wohl, wie viel Schüsse hinter ihren Fen- stern gefallen, und diejenige, welcher zu Ehren am meisten geknallt wor- den, geht als Siegerin aus dem Wettstreite hervor. Auch die Osterfeuer sind vielfach noch im Schwange, indem am Osterabend ein gewaltiger Haufen Reiflicht angezündet wird, welcher schon lange vorher von der Schuljugend zusammengesleppt worden ist. — Doch wird dies alles nicht mehr so toll getrieben, wie vor Jahren; damals wurde keine Hoch- zeit oder irgend eine Tanzgesellschaft eine „richtige“ genannt, auf welcher nicht die Tollheiten und die Keilereien überhand genommen hatten. Heut- zutage fallen diese Ausschreitungen gewöhnlich nur noch in entlegenen Dörfern vor, während in denjenigen Ortschaften, die näher nach Pflent- thal und Bremen liegen, die Bevölkerung sich schon einer gewissen Höflich- keit befließigt und einen Anstrich von Bildung angenommen hat. Hier sucht man dem gebildeteren Städter möglichst nachzuahmen, was neben manchem Lächerlichen doch auch sein Gutes hat, indem die Rohheiten mehr und mehr aufhören, die häßlichen Witze sich vermindern und der schauerliche Dialect abschleift und sich verfeinert.

Mit der Rohheit Hand in Hand geht der Aberglaube. Hexereien und Spukereien sind dem „Jan von Moor“ noch feststehende Thatfachen, d. h. dem eingefleischten Jan, der sich jedesmal kolossal ärgert, wenn sich jemand untersteht, ihm Vernunft beizubringen. Ein „richtiger“ Jan steht z. B. in der Weihnachtsnacht niemals auf, um zu trinken, selbst wenn er auch noch so durstig ist; denn in dieser Nacht ist alles Wasser in Wein verwandelt, und wer muthwillig aufsteht, um dies zu erproben, dem ruft eine schreckliche Stimme auf gut Plattdeutsch zu: „Is dat Water Wien, so büß du mien (Ist das Wasser Wein, so bist du mein)!“ und der Frevler kommt nimmer wieder in sein Bette zurück, sondern liegt am andern Morgen gräßlich zerrissen auf dem Fußboden. Wer jedoch aufsteht, ohne eben daran zu denken, also ohne freveln zu wollen, der bleibt un- verfehrt, bekommt aber freilich auch keinen Wein zu schmecken. — Viele Segen soll es auch geben, die sich in Ragen verwandeln können und in

riefige Kälber und als solche nachts auf die Weide gehen. Um eine solche Kalbhexe zu bezwingen, „muß man mit einem starken Knüttel bewaffnet darauf losgehen und beim Erschlagen je den dritten Schlag auf die Erde geben.“ — Andre Menschen verwandeln sich zu einer gewissen Nachtstunde in riesige Wölfe und verschlingen als solche ganze Füllen und kleine Ochsen. — Zwei Schiffer kommen einmal von einer Reise zurück und legen, da es Nacht ist, ihre Schiffe in der Nähe einer großen Viehweide an. Um Mitternacht steigt der eine als Wolf aus seiner Koje, tritt auf die Weide und verschlingt ein Füllen; der andre lauscht, sieht alles, verhält sich aber ruhig und läßt seinen Gefährten gewähren. Am andern Morgen, als sie frühstücken wollen, schmeckt es dem „Wurwolf“ (Währwolf) noch nicht. „Dat giff mi ok keen Wunner“, ruft da der zweite, „heß vergang'n Rach ol'n ganz'n Fahl'n upfret'n (Das wundert mich auch nicht: du hast vergangne Nacht auch ein ganzes Füllen aufgefressen)!“ — „Schuß d' mi eber seg hebb'n“, lautet die Antwort, „denn harr't bi jüß so gahn schullt (Solltest Du mir eher gesagt haben, dann hätt' es dir gerade so gehen sollen)!“

Ueberhaupt sind der Hexen- und Spukmärchen aus alter und neuer Zeit unzählige; ganze Häuser und Gegenden sind verrufen: hier treibt der „Hellsjäger“ (wilde Jäger) sein Wesen, dort geht einer nach dem Tode wieder um, — hier haben die Hexen ihre Zusammenkünfte und Tanzplätze, dort zieht in jeder Nacht „de Draak“ (der Drachen) ein und bringt schwere Mengen Geldes, — hier kann man eine Wand nicht so oft einmauern, daß sie nicht in der folgenden Nacht wieder ausfällt, dort melken Mägde und Hausfrauen die Milch nur so aus dem Gebälk des Hauses u. s. w. Viel Aufsehen soll vor Jahren ein Haus gemacht haben, in welchem von unsichtbaren Händen mit Kartoffeln geworfen worden. „Die Kartoffeln kamen aus allen Ecken und Enden gestogen und auf jeder waren gewisse Buchstaben eingeschnitten“, erzählt man.

Interessant sind bisweilen die (Lügen-)Erzählungen alter Jäger, wie sie ganze Nächte durch auf einen Hasen geschossen, ohne ihn zu treffen oder auch nur zu verschrecken, bis endlich einer auf den geistreichen Einfall kommt, „Arwjußlwer“ (d. h. ein Stück ererbten Silbers) in die Flinte zu laden. „Schilt mi nich, schilt mi nich!“ gewinnt dann auf einmal die Hasenhexe Stimme: „Ik bün Zunsfer Anna, — ik mut morgen „breen Steen“ stahn (Schieß mich nicht, schieß mich nicht! ich bin Jungfer Anna, — ich muß morgen „Zauspathin“ sein)!“ Andre Jäger, die in der Nacht auf Hasen „gekuhrt“ (d. i. auf dem Anstand gelegen), haben

sich eine mächtige Bramtweinflasche mitgenommen und dieselbe an einem sichern Orte verborgen. Als aber einer von ihnen hingeht, um in der kalten Winternacht einen derben Schluck zu nehmen, steht ein großes schwarzes Füllen mit wildrollenden Augen über der Flasche. Der Jäger läßt sich jedoch nicht ins Bockshorn jagen: „Dat is mien Buddel, du Duiwel (Das ist meine Flasche, du Teufel)!“ ruft er und entreißt dem Ungethüm die Flasche.

Der berühmteste Hexenmeister ist wohl „Dortgis“ gewesen, von dem noch allen Leuten der Mund überfließt. Drei Pfaffen waren schon da gewesen, um ihn zu bannen; aber allen hatte er eine Sünde vorzuwerfen gehabt, so daß sie mit Schanden wieder abziehen mußten. Dem dritten hatte er zwar nur sagen können, „dat he 'mal 'nawer 'n frömd Feld gahn un do unversehns 'n Rogg'nahr an sienen Schouh sitt'n bles'n wör, wat he mitnahmen harr“ (daß er einmal über ein fremdes Feld gegangen und dabei unvorsichtigerweise eine Roggenähre an seinem Schuh sitzen geblieben sei, welche er mitgenommen);“ aber obgleich der Pfaffe versichert hatte, „dat he dat wedder trügg'fmet'n (daß er die [Roggenähre] wieder zurückgeworfen)“, so genigte doch des Hexenmeisters Einwurf, um ihn abzutrupfen. — Endlich aber kommt ein vierter Pater, ein Ausbund von Heiligkeit, und vor dem verkriecht sich „Dortgis“ in einen Holzschuh unter'm Bette. Doch er muß hervor, und da er dem Pater nichts entgegnen kann, wird er verdammt, „Heide zu zählen“ auf der großen „Derteler Heide“. Zwar reißt er, als er auf den Wagen geladen wird, in ohnmächtiger Wuth noch mehrere Speichen aus dem Rade; aber widerstehen kann er nicht länger. — Die Leute, die ihn fortbringen, dürfen sich nicht umsehen, bis sie auf dem Rückwege eine gewisse Brücke passiert haben, und als sie endlich zurück zu blicken wagen, sehen sie „Dortgis“ in hellen Flammen „lechterlösh“ (lichterloh) brennen. — „Dortgis“ zählt Heide noch heutigen Tages, doch darf er sich jedes Jahr um einen „Sahneschritt“ seiner Heimat wieder nähern.

Ob letztere Sage speciell dem Düwelsmoor angehört, glaube ich nicht; doch wird sie wohl von niemandem hartnäckiger für wahr gehalten, als von dem richtigen Jan, der auf Kosten seines Aberglaubens manche unnütze Sorge hat. — So glaubt er auch steif und fest an Träume und deutet sie nach althergebrachter Weise: Eier und „kleines“ Geld bedeuten Zank und Streit, „grobes“ Geld dagegen und helle, leuchtende Flammen bedeuten Glück; Schlangen und Fische zeigen böse Feinde an, — schwarzer Rauch, tiefes Wasser und das Ausfallen von Zähnen deuten auf Todes-

fälle in der Familie zc. Tausend andere Zeichen haben ebenfalls ihre Bedeutung; so z. B. wenn Hühner mit Strohhalmnen schleppen, wenn Hunde heulen und Eulen schreien und wenn die „Todtenuhr“ geht, so will das alles einen Sterbefall andeuten. — Gott mag wissen, wie viel Unsinn und Thorheit sonst noch vorkommt!

---

## IX.

Alf der Aberglaube, die Sittenlosigkeit und die Rohheiten sind aber eine Folge früheren mangelhaften Schulwesens im Moor. Erst in den letzten zwanzig Jahren sind seminäristisch gebildete Lehrer hergeseht worden, vorher versahen größtentheils unwissende Menschen den Schuldienst. Daher kommt es auch, daß „Jan von Moor“ sich noch gar nicht recht bequemem kann, den Lehrer „Sic“ und „Herr“ zu nennen, ja nicht einmal ihn so zu achten, um in seiner Gegenwart schlechte Witze und seine Dummheiten zu vermeiden. — Und so viel Mühe sich die jungen Lehrer in jetziger Zeit auch geben, die schlechten Sitten, Rohheiten, Unhöflichkeiten und den Aberglauben auszurotten: sie sind zu tief gewurzelt und erben von Generation zu Generation fort; die Kinder ahmen sie der erwachsenen Jugend, diese den Alten nach, und so geht die Unsitte nie verloren, wohl aber die Mühe des Lehrers, der dazu noch häufig verlacht wird.

Es mag eine schöne Zeit gewesen sein, als „Sinnert“ oder „Dierk“ oder „Claus“ „Schule hielt“! — Der Lehrer sprach kein Wort hochdeutsch; er „verhörte“ (katechisirte), ermahnte und strafte in plattdeutscher Sprache, und die Kinder antworteten ihm natürlich eben so, nannten ihn „Du“ und „Meister“ (Meister) oder beim Vornamen, — wie's ihnen eben fiel. Gerednet wurde nicht, eben so wenig geschrieben, und an andere Sachen wurde gar nicht einmal gedacht. Die Hauptarbeit in der Schule war das „Verhören“ (d. h. der Religionsunterricht), dann das Auswendiglernen von Gesängen und Psalmen, sowie des ganzen großen Landeskatechismus. Hatten die Schüler ein Buch durchgelernt, so ließ der Lehrer sie so oft wieder von vorn anfangen, bis sie sich endlich aus der Schule hinausgelernt hatten. Höher ist die pädagogische Regel „repetitio est mater studiorum“ wohl niemals in die Extreme geschraubt worden! — Außerdem wurde gelesen, buchstabiert und etwas auf Papier geübt (Tafeln kannte man nicht).

Der Lehrer saß zwischen der Bande und flocht Matten, band Besen, wand Stuhlflüge von Stroh oder strickte Strümpfe, so eifrig, daß er sich um das Treiben der Schüler nicht kümmern konnte. Dabei durfte die kurze Pfeife in seinem Munde nie fehlen, wenn er anders nicht gerade vor Langerweile oder übergroßer Anstrengung eingenickt war. — Die Kinder saßen bankweise Arm in Arm und lernten überlaut, wobei namentlich die Mädchen sich fortwährend vorn und hinten über neigten oder wiegten, oder sie plauderten oder machten Lusten, daß der Lärm im halben Dorfe zu hören war. — Das Lernen, Buchstabieren, Auffagen und Lesen geschah in einem gleichförmigen, singenden Ton, kein Ausdruck belebte die Monotonie.

Wurde dem Lehrer der Lärm zu arg, oder wurde er dadurch aus einem süßen Traum aufgeschreckt, so griff er nach seiner schweren Fudelmilge oder nach dem Tabacksbeutel und schleuderte diese gleich Wurfgeschossen den Hauptübelthätern in die Gesichter, daß ihnen die Funken aus den Augen stoben. — Nun aber erfolgte für die Armen ein schwerer Auftritt: sie mußten dem „Gestrengen“ die Gegenstände wieder hinbringen und den Lohn ihrer Sünden empfangen. So viele sich an dem „All“ betheiligt hatten, mußten die Milge oder den Tabacksbeutel anfassen helfen und so wälzte sich oft ein Knäuel von sechs bis acht Buben vor den Richterstuhl. Der Gestrenge machte ein sehr ernstes Gesicht, hielt den Zerknirschten einen salbungsvollen plattdeutschen Sermon, worin er ihnen die ganze Größe ihrer Sünden aufdeckte und schloß gewöhnlich mit den Worten: „Ik kann nich anners, — ik mut strafen (Ich kann nicht anders, — ich muß strafen)!“ — Darauf holte er die gewaltige Ruthe hinter dem Ofen hervor oder das verhängnisvolle Tauende von der Wand und bläute die Verbrecher so lange durch, als ihm noch Kraft in den Armen und Athem in der Brust blieb. — Die Buben zeigten dem Lehrer gewaltig reuige Gesichter und schnitten gleichzeitig ihren Mitschülern die ausgesuchtesten Grimassen. Die Schlangen! ohne Grund klatschten auch die Niede nicht so auf ihren Buckeln, — hatten sie doch „für alle Fälle“ schon zu Hause irgend ein Schaffell oder sonstige Mengen alten Zeugens untergebunden! — Wehe ihnen aber, wenn der „Gestrenge“ diesen Vorichtsmaßregeln auf die Spur kam, — dann lohnt' es etwas!

Waren endlich die Schulstunden ausgelärmt, das Tisch- oder Abendgebet gesprochen, dann wälzte sich die Bande im furchtbarsten Gedränge zur Schultube hinans, um sich nun auf dem Schulwege die allerunverschämtesten Püffe und Kniffe zu verabreichen und mit blauen Fenster-

schlagen und sehr lustigen Kleidern im traulichen Heim anzukommen. — Alles Lernen beschränkte sich auf die wenigen Stunden in der Schule; außerhalb derselben, im Hause, wurde weder gelernt, noch wurden Aufgaben gemacht, noch überhaupt irgend etwas für die Schule gethan. — Der „Lehrer“ aber erhielt für die Beaufsichtigung dieser wilden Jagden unerhörten Lohn von jährlich einigen Himten Roggen und einigen Thalern baar.

Gene wilden Zeiten haben auf den meisten Moordörfern den scheußlichen Dialect so eingefleischt, daß derselbe sich trotz der Bemühung der jetzigen tüchtigen Lehrer nicht verlieren will, sondern immer wieder auf die jüngere Generation übergeht. — „Jan von Moor“ quetscht die Vocale, daß man sein Sprachorgan bewundern muß, welches all dieser Laute fähig ist! Dazu zieht er einige Silben so ekelhaft lang und läßt namentlich das „n“ dermaßen in der Nase nachdröhnen, daß man bisweilen eher eine Hummel brummen, als einen Menschen sprechen zu hören glaubt. — Da ist gar kein Mark, kein Character in der Mundart; alles ist ein Phlegma, ein Ziehen und Zeren („'n Getilr“, wie er selbst sich ausdrückt). Die Vocale „a“ und „u“ mißhandelt er förmlich! Man muß ihn hören, wie er das „ia“ durch alle Tonarten modulirt, so daß ein „iäaou“ erfolgt, oder wie er das Wort „Kuh“ in einer Weise ausspricht, daß es hier mit „Kiäaouh“ nur halbwegs annähernd wiedergegeben werden kann. Eben so kann die Aussprache der Wörter „Water“ und „Mutter“ mit „Wiäad'r“ und „Miäoud'r“ nur annähernd bezeichnet werden; denn ich glaube kaum, daß in irgend einer Sprache Laute vorkommen, welche mit dem „a“ und „u“ des „Jan von Moor“ verglichen werden könnten! — „Jan von Moor“ spricht „dat Huus“ (das Haus, — „s“ scharf); aber „en'n Huus“ (im Hause) und „de Hüüs“ (die Häuser, — „f“ weich und „u“ und „ll“ sehr lang gezogen). Auch hat er die Eigenthümlichkeit, immer die Partikel (Ortsadverb) „da“ (er spricht „d'r“) an das Verb zu hängen oder an andere Wörter (z. B. an das Pronomen). So spricht er: „He is d'r nich en'n“ (Er ist nicht darin), — „He het mi d'r bedragen“ (Er hat mich betrogen). Diese Eigenthümlichkeit geht so weit, daß sie auch dort ihren Platz behauptet, wo sie durchaus nicht hingehört, ja daß sie sich sogar ins Hochdeutsche einmischt. — Junge Burschen und Mädchen singen z. B. ohne Arg: „D Straßburg . . . . darinnen liegt'r begraben zc.“ — „Es braust'r ein Ruf wie Donnerhall zc.“

Wenn nun auch gesagt werden muß, daß „Jan von Moor“ durch-

gänglich langsam spricht, so giebt es doch wieder andre, namentlich Weiber, welche sehr rasch „kabbeln“ können, jedoch nicht, ohne gewisse häßlich modulirte Fermate zu machen, gleichsam um Athem zu schöpfen. Ohrenzerreißend ist es, ein solches Weib im schnellsten Prestissimo etwas erzählen und dazwischen auf einmal ein langgezogenes „Ruhe-Zäaou“ machen zu hören!

Dabei sind aus der Franzosenzeit eine Menge Fremdwörter sitzen geblieben, welche aber meist verkehrt angewandt werden. So hört man häufig: „Nich cum pabel“ (capable), — „he wör' so disprat“ (er war so disparate (?)), womit gemeint wird: „er war so schroff;“ — „he wör' so schullüh“ (jalous ?), das soll heißen: „er war so zurückhaltend, wollte nicht mit der Sprache heraus;“ ungefähr dasselbe bedeutet das Wort „entrenneert“ (interné ?). — Einige Wörter, wie z. B. „konkelur'n“ (d. h. herumlauern) hat „Jan von Moor“ auch wohl selbst gebildet, man weiß nicht wonach, wie er denn auch viele gerichtliche und sonstige Kunstausdrücke in seinem Jargon herausquetscht, ohne sie eigentlich zu verstehen.

„Jan von Moor“ glaubt aber Wunder nicht welche schöne Mundart er spreche! Wie verachtet und verspottet er z. B. nicht den viel markigeren Dialect der angrenzenden Geestbewohner mit ihrem „iau“ (ja), „nei“ (nein) und „blank'n Tuun hin“ (d. h. längs oder neben dem Zaune hin)! — Wie häßlich seine eigne Mundart klingt, sieht er nicht ein, eben so wenig, wie er die Häßlichkeit seiner Unhöflichkeit und Rohheit einfieht. — Doch verbreitet sich, wenn auch fast unmerklich, mit der Zunahme der Bildung heutigen Tages auch immer mehr eine angenehmere Sprache im Moor, und nach Jahren, wenn die schwarze Mooreerde größtentheils grünen Wiesen und fruchtbaren Aedern mehr Platz gemacht hat, wird wohl auch der „Jan“ ein anderer, gesitteterer Mensch geworden sein.

---

## X.

Die Moorsprache hat so viele Eigenheiten, wodurch sie sich von andern Mundarten, z. B. der Bremer und Oldenburger, unterscheidet, daß es wohl gerathen ist, darüber noch einige Worte hinzuzufügen. Der nachfolgenden Gedichte wegen scheint dieses geradezu geboten; denn obgleich dieselben nicht in dem „undarstellbaren“ Jargon des eigentlichen

Moorrees geschrieben sind, haben sie doch den Hauptcharakter desselben beibehalten.

Das erste, welches in den angehängten Dichtungen auffallen wird, ist vielleicht die häufige Apostrophirung und dadurch herbeigeführte Bindung von Wörtern. Stellenweise mag dieselbe derart erscheinen, daß man eine Aussprache kaum für möglich halten wird, — und dennoch ist sie eine sehr leichte. Man sehe sich etwa die leichtauszusprechenden Zusammenziehungen von „dat is“ und „wat is“ in „dat's“ und „wat's“ an: sie sind nur der Deutlichkeit wegen so geschrieben, nach der Aussprache hätten sie „daß“ und „waß“ heißen müssen. Etwas zungenbrecherischer sieht sich schon „dat'l“ und „wat'l“ an; die Aussprache hilft aber so leicht darüber hinweg, daß beide wie „dacl“ und „wac“ klingen. Es ist dies ein sonderbarer Zug in der Moorsprache, welcher auf Abneigung gegen das „t“ und gegen andere Laute beruht; doch wird sie dadurch auch ganz eigenthümlich fließend und kann gewöhnlich mit einigen Silben weniger aus als das Hochdeutsche. Wenn der Hochdeutsche z. B. sechs Silben nöthig hat in dem Satze: ‚Da ist er schon wieder,‘ so macht der Plattdeutsche den ganzen Krempel mit vier (drei) Silben ab und sagt: ‚Dar's h' all wedd'r,‘ wobei das „h“ verschluckt, „s“ nach „all“ hinübergezogen und „wedd'r“ im glücklichen Fall einsilbig gesprochen wird. Ebenso in ‚dar kummt h' all her‘ wird „h“ verschluckt und „t“ nach „all“ hinübergezogen. Doch erstreckt sich diese Verschluckung nicht auf alle Laute und kann hierüber keine bestimmte Regel gegeben werden.

Nun wird man häufig finden, daß ein apostrophirtes Wort vielleicht in derselben Reihe noch einmal und zwar völlig ausgeschrieben vorkommt; das beweist, daß die Moorsprache (wie die englische) die volle und die apostrophirte Form ganz nach Bedarf und Belieben anwendet. Ich habe die apostrophirte Form des Versmaßes wegen fast ebenso häufig gebraucht als die volle, da jene wirklich auch ebenso oft, wenn nicht öfter, im Leben gehört wird als diese. — In den Dichtungen kommt nur das jambische Versmaß vor von 3–6 Füßen; und wenn — wie das ebenfalls im Hochdeutschen geschieht — die Jamben auch häufig mit Spondeu wechseln, so lasse man sich doch von einigen schwererscheinenden Zusammenziehungen nicht verleiten, etwa Daktylen oder Anapästien zu lesen. Solche Zusammenziehungen scheinen nur schwer: ein „Jan von Moor,“ der eines der Gedichte auswendig weiß, wird die schwersten Stellen so leicht abhaspeln, als wären's wirklich die leichtesten, hülfendsten Jamben. — Auch in diesem Falle hat das Plattdeutsche eine merkwürdige Eigenschaft:

viele zweifelsilbige Wörter können ebenso gut einsilbig, fast alle einsilbigen können zweifelsilbig gebraucht werden, indem das zweifelsilbige sehr kurz, das einsilbige sehr lang gesprochen wird. „Leben,“ „nehmen,“ „Lippen“ und alle andern Wörter, die sonderlich sich auf einen Nasenlaut endigen, lauten nicht etwa wie im Hochdeutschen: „Le-ben,“ „neh-men,“ „Lip-pen,“ sondern „läb'n,“ „nähm'n,“ „Lipp'n,“ wobei das „n“ wie ein „m“ nachbrummt. Das „n“ klingt aber nur nach dem „b,“ „m“ und „p“ wie ein „m“, z. B. „hebb'n“ (= „hebb-m“), „scham'n“ (= „schaam-m“), „hüpp'n“ (= „hilpp-m“); bei allen andern Wörtern dröhnt „n“ sehr lang nach durch die Nase, z. B. „ma'l'n“ (= „maat-nm“), „toure't'n“ (= „ret-nn“), „ha'l'n“ (= „haal-nn“) zc. — Wenn dergleichen Wörter in den Gedichten apostrophirt sind, lese man sie einsilbig; sind sie nicht apostrophirt, so behandle man sie auch, als wären sie einsilbig, lasse jedoch den „m“ oder „n“-Laut wie eine zweite Silbe lange nachdröhnen.

Ein Zweites, was vielleicht auffallen mag, ist das häufige Vorkommen des Hiatus. In hochdeutschen Gedichten ist solches ein bedeutender Fehler, der darum auch möglichst vermieden wird. Ich habe den Hiatus in den plattdeutschen Gedichten nicht vermieden, weil ich ihn hier für keinen Fehler halte. Wenn im Plattdeutschen zwei Vokale zusammentreffen, so sind beide so schwer, so bleischwer, daß sie sich eben so gut auseinander halten, als stände ein Consonant zwischen ihnen. Findet man doch z. B. keinen Anstoß an dem Hiatus in Namen und Wörtern wie „Le-o, Le-a, E-os, Di-on, de-us, de-essa, di-es“ zc., ja, man sieht dieses kaum für einen Hiatus an. Noch schwerer aber wiegen im Plattdeutschen die Vokale, wenn sie auf einander stoßen, z. B.: „De eerste,“ „he is,“ „ji un wi“. — Es ist aber auch hiermit wie mit der vorhinbesprochenen Apostrophirung und der Ein- oder Zweifelsilbigkeit gewisser Wörter: man kann die Vokale stehen lassen und apostrophiren, je nach Erfordernis des Versmaßes. Die plattdeutsche Sprache ist eben an solchen Eigenthümlichkeiten reich und hat „he is“ neben „he 's,“ „de ole“ neben „d' ole,“ „de eerste“ neben „d' eerste“. Sie erinnert hierin am meisten an die englische Sprache, welche ebenfalls die gewagtesten Apostrophirungen erlaubt.

Die Hauptschwierigkeit beim Lesen der Gedichte wird aber wohl die Aussprache der Vokale und einiger Consonanten bieten. Dieselbe ist oft so eigenartig, daß niemand ohne Anleitung das Rechte treffen würde. — Die Vokale sind auch im Plattdeutschen entweder lang oder kurz. Es ist mir aber nicht möglich gewesen, die Länge oder Kürze derselben

dem Leser genau zu bezeichnen, weshalb ich es seiner Intelligenz überlassen muß, sie in vielen Fällen, analog dem Hochdeutschen, selbst zu finden; denn analog dem Hochdeutschen hab' ich meistens geschrieben, indem ich z. B. das „h“ als Dehnungszeichen selbst da gelassen habe, wo es nicht nöthig war. Andererseits aber hab' ich selbst ö, ü und u verdoppelt, wo es mir nöthig schien. — Uebrigens kann ich in dieser Anleitung — wenn ich keine Toussaint-Langenscheidt'sche Breite entwickeln will — nur Allgemeines geben und einige fremdartige Zeichen erklären.

#### — Der Vokal

„a“ wenn er lang ist, klingt fast wie das dumpfe englische „a“ in „water,“ „to talk,“ „dawn“ &c.; ist er dagegen kurz, so spreche man ihn rein, wie im Hochdeutschen. — Gewöhnlich ist das lange „a“ durch „aa“ und „ah“ bezeichnet, das kurze aber nur durch ein einfaches „a“. Die Abweichungen hiervon muß ich den Leser nach dem Hochdeutschen selbst finden lassen. — Als fremdartige Zeichen treten auf:

„a“ (d. h. „a“ mit Apostroph), welches lang und dumpf klingt;

„ä“ (d. h. lateinisches „a“ mit schwerem Accent), welches kurz zu lesen ist. „Ëä“ klingt gerade so, als wollte man „Hall“ sprechen und ließe „ll“ davon weg.

„e.“ Bei diesem Vokal muß ich dem Leser ganz überlassen, sich gemäß dem Hochdeutschen zurechtzufinden, was ihm vielleicht auch nicht schwer werden wird. — Ich bemerke nur noch:

„é“ (d. h. lateinisches „e“ mit schwerem Accent) wird ausgesprochen wie das „e“ in „jekt“; „hè“ klingt, als wenn man „Herr“ sprechen will und das „rr“ fortläßt.

„ä“ klingt wie im Hochdeutschen, ist lang und kurz.

„i.“ Hierbei ist zu bemerken, daß, wenn der Vokal kurz ist, er meistens nach „e“ hinüber klingt. „Nih“ hätte auch „nech“ geschrieben werden können.

„o.“ wenn es kurz ist, klingt in gewissen Wörtern („Bock,“ „von“) sehr nach „u“; „Bock,“ „von“ hätten eben so richtig „Buck,“ „vum“ geschrieben werden können. Im Allgemeinen aber lautet „o“, lang und kurz, wie im Hochdeutschen. — Als fremdartiges Zeichen tritt hier auf:

„ó“ (d. h. lat. „o“ mit schwerem Accent), welches wie „o“ in „noch“ lautet. „Nó“ klingt, als wenn man „noch“ aussprechen will und das „ch“ fortläßt.

„ou“ ist nicht etwa wie „au“ zu sprechen, sondern wie ein rasch hinter-einander gesprochenes „ou“; es lautet dunkler als das engl. „ou“ in house, welches schon mehr dem „au“ ähnelt.

„ö,“ wenn kurz, lautet gewöhnlich sehr nach „ü“. Das „ö“ in „Föll“ hält die Mitte zwischen „ö“ und „ü“ in den hochdeutschen Wörtern „Fölle“ und „Fülle“. In einigen Wörtern (z. B. „Schört'n“) hat es dagegen den richtigen, kurzen hochdeutschen Laut. — Wenn „ö“ lang ist, lautet es immer wie im Hochdeutschen. — Aber:

„ö'“ (d. h. „ö“ mit Apostroph) ist ein langer, merkwürdiger Laut, welcher etwa dem langen, offenen engl. „ö“ in „bird,“ „girl“ u. s. w. entspricht (oder dem langen, offenen franzöf. „ö“ in „moeurs,“ „oeuvre“ zc.).

„öi“ ist ein langer Laut, welcher die Mitte hält zwischen „ö“ und „eu“. Man spreche es etwa wie ein langes „ö“ mit einem „i“-Nachschlag.

„u,“ wenn kurz, lautet nach „o“. — „Un“ und „von“ klingen ganz überein. In manchen Wörtern lautet es aber auch wie das hochdeutsche kurze „u“ in „und“. — Als langer Laut immer wie im Hochdeutschen. —

„ü,“ wenn kurz, lautet oft nach „ö“. „De Füll' un de Füll'“ wäre auch „Föll' un Föll'“ zu schreiben gewesen. Als langer Laut klingt „ü“ wie im Hochdeutschen.

Die Diphthongen au, ei, eu, ai, äu lauten wie im Hochdeutschen. Ueber die Consonanten merke man Folgendes:

„U“ (d. h. „U“ mit Apostroph) wird gewöhnlich ziemlich lang gehalten. Noch mehr ist dieses Anhalten des Tons der Fall bei

„mun,“ „un“ und „n'n“. Diese summen und dröhnen dermaßen nach, daß man nach Belieben aus einem einsilbigen Worte ein zweisilbiges machen kann. — Wenn „n“ nach den Lippenlauten „b,“ „p,“ „m“ steht, so klingt es nach wie ein „m“ (s. oben).

„r“ ist namentlich im Auslaute fast verschwindend in der Aussprache. „De Herr“ lautet fast wie „Hè“ (s. das è), „de Berg“ fast wie „Bä-g“ (s. das à).

„ff“ lautet wie zwei sanfte „f“, also nicht scharf;

„ß“ und „s“ dagegen wie zwei scharfe „f“.

„sch“ wird nicht „f-sch“ (oder „fg“) ausgesprochen, wie im Bremer und Oldenburger Dialect (a. d. Unterweser zc.), sondern gerade so wie im Hochdeutschen.

„z“ klingt wie „ß“, — „tz“ wie „f“.

Was nun die Gedichte selbst betrifft, so sind sie theils aus dem Leben, theils aus Schwänken und Anekdoten, wie sie im Volksmunde geläufig sind, hervorgegangen. — Das erste, „Harm Lustig,“ richtet sich gegen eine Art Leute, wie sie eben nun auch wohl überall zu finden sind; doch darf ich wohl behaupten, daß sie im Moor eine rechte Heimat, ein brutwarmes Nest haben. Sie beginnen zuerst mit einer widrigen Frommthuerei und endigen nicht selten mit dem Uebertritt zum Baptistenthum oder zu irgend einer andern Sekte. —

Im Uebrigen betrachte man die plattdeutschen Gedichte als eine poetische Fortsetzung der „Skizzen aus dem Düwelsmoor“.



# Gedichte.



## Harm Lutzig's Höllenfahrt.

arm Lutzig leeg en'n besen Morgenflaap, —  
Harm Lutzig wör' so'n rech' old heilig Schaap:  
He kunn nich leb'n, wenn he nich lees de Bibeln,  
Un lesen dä he as so'n Jung'n de Fibeln. —  
Harm Lutzig, segg't, dat ole heilig' Schaap,  
Leeg noch en stenen besen Morgenflaap;  
Up eenmal fung he gräftig an tou anken, 1)  
Dat klung as mit so'n lungenlüchtig'n Kranken:

„Su, hu! — hu, hu! — ik will — ik will — will nich!  
Lat' — hu! — lat', Düwel, — Düwel, lat' mi los! —  
Hesp, help! — Wief, help! — Hä, Satan, wat en Stof! —  
Wor stüds du, Wief? — Hu, hä! — O Wief, du Wich!“ —

Trina, sien' Frou, kôm' mit de Koffenöhl

Anlopen, sprung vör't Bett un schree un kröhl:

„Herr Jeess! — mein Gott unt Härr! — mien besje Harm,  
Wat mak's du dar för'n gräftig'n Höllentarm!“ —

Dar fahr' he up: „Herr Gott, hew Dank!!!! — Wat, Harm?

Wat snacks du dar von Düwel, Höll' un Larm? —

Wief, hult dat Muul! — dat hew ik eben raken 2) —

He harr' mi dar bald Hals un Been' toubraken!“

„De Düwel? — enner Höll'? — Harm, büß du dull? —

Eszo, darüm hölls'd' of eben as so'n Bull!“ —

„Nö,“ sä he brumm'rig, „schall ik't di vertell'n,

Denn muß du eers de Koffenöhl wegstell'n;

1) stöhnen. 2) gerochen.

Ik meen doch anners jümmer, dat ik dar,  
 Noch up dat hitte Möhlrad sitt' nu bra'r! — —  
 Nu hör' mal, Wensf, wat kann een'n allens dröm'n!  
 Ik müß dar eenlik man gar nix von nöm'n;  
 Denn wenn man wat von'n Düwel 'rümmentprahst,  
 So mut man bang'n wef'n, dat he eenen haalt. —"

„Och befte Harm, suup' eers'n Tass' Koffe ut:  
 Wenn du't ganz nöchttern seggs, denn wott dat wahr,  
 Schree se un pulter' tou de Stuwe 'nut  
 Un puß' dat Für un lat' den Koffe gar.

„Nö, is dat so,“ hul' Harm, „denn hew't all 'nug  
 Darvon vertellt! — Dat is jo gräsig! — Pfuch!“ —

„Ejo, Harm,“ sä Trina, as se wedder köm',  
 „Nu drink mal eers — un't mag di goud bekam'n!“ —  
 „Dat brune Krut will mi von'n Düwel blam'n!),“  
 Sä Harm, as he den Koffe tou sit nöhm.

„Harm, drink doch eers un lat' so'n flecken Sznack!“ —

„Ja, ja, — dat wör' dar'n bannig Höllenspäck!“

Nu bün't jowul nich mehr so gänzlich nöchttern,  
 Denn will ik't di man en dien' Dhren tröchttern. —  
 Ik harr' de ganzen Nach so 'rümmentüßelt,  
 Geg'n Morgen wör' ik eers en Spier endüßelt.  
 Dartou wör't glüster hen na Karken wef'n, —  
 Du wees, ik sä, de Köster harr' jüß les'n  
 Dat Evunge'eln von den riefen Mann  
 Un'n armen Lazarus. — Dit Höllenspann  
 Sett ganz gewiß noch spökt en mienen Kopp;  
 Genuchsam, as ik flööp, do köm't darop  
 Un dröm' en Droom, so scheußlik —“ —

„Harm, swieg still!

Ik kann dat nich anhör'n, so geern ik will!“ —

„Hör' du man tou. — Mi düch', dat't sturben wör' —“ —

„Och Harm, wor flöög' ik mi denn ehrlif dö'r!“ —

„I, dumme Deern, dat het mi dröm't jo man!“ —

„Nö, denn's't man goud!“ —

„So swieg un hör' mi an!

1) afterreden.

Mi düch' nu, ik verlect dit grode Telt  
 Un seil' 1) hennawer na de annern Welt.  
 Wi wör'n mit mehr'n, de meißer güngen vör,  
 De eerßen stünn'n all vör de groden Dör.  
 Dat Volk wör' ganz versche'en, denn wi harr'n  
 Well' bi us hier, de väen, well' trakkarr'n. —  
 Nu güng de grode Dör bi lüttjen ap'n,  
 So dat' dar kunn en beten 'nächterjap'n. 2)  
 O Deern, dat wör' dar'n bannig grot Nestler!  
 De Düwel harr' darawer dat Nestler!  
 Dat schull nu eene Hölle wes'n — un doch  
 Wör' s' afdeekt in twe grode Deele noch.  
 An'r linken Siet, dar wören schöne Böm',  
 Sprengsöde 3), Gar'ns un Weg' mit Bloumensöm'.  
 Dat seeg di dar so schattig ut un frist,  
 Dar stünn'n so vele Stöhl' un so vel' Dist',  
 Un lüftig' Menßen seten dar un brunten,  
 Wat jem sück' lüttje witte Deer'ns enschunten;  
 Un vele anner' güngen dar spaßeer'n  
 Mit Deer'ns un Frou'ns un lachen un hantheer'n. —  
 An'r annern Siet seeg't ander trouvig ut:  
 Dar brenn' de Sün'n' herdal up Sand un Schut;  
 Halsnaekte Menßen schöwen mit de Ka'r,  
 Dat jem dat Sweet von Näß' un Ohren bra'r;  
 Noch anner' hauen Holt un bröken Steen',  
 Dat jem dat Blout von Armens lööp un Been'. —  
 Un dat wör' wunnerlik, — wat se all mal  
 Mak't harr'n, dat sullt gif wedder achterdal,  
 Von ne'en müssen se 't denn jümmer maken  
 Un dröffen sil nich eenmal rau'n de Knaken.  
 En lüttje Luur harr't dat von feerns ansehn,  
 Do hör' ik't anner Dör, dich vör mi, schreen;  
 Ik dreih' mi üm un keel na dat Gefröhl  
 Un seeg dar stahn en grode Koffemöhl,  
 De pack' mit ehren Dreiert, de dar vör  
 Sif silken wullen fließen 'nen de Dör,

1) segelte, schwebte. 2) hintergaffen. 3) Springbrunnen.

Un tilsel' jüm wul hunnetmal herlin,  
 Bit dat se ma' bedürft en'n Koppe jüm;  
 Denn höst se still — un fösttig Trä' 1) wiet smeet  
 Se weg jüm, dat jem't Eüg von'n Piewe reet. —  
 Gent 2) achtertou — dat kreeg'n se noch en'n Koop —  
 Hart' jüm de Düwel all en eenen Hoop  
 Touhope mit so'n grode isern Hart,  
 Lad s' denn up'r Ka'r un schöw' mit jem tou Mark —  
 Dat wör' en Platz, wor rech' de Sünne brenn' —  
 Dar smeet s' de Düwel dal, dar back' he s' hen. —  
 De Düwel — Deern, wor seeg de groueff ut!  
 Wat harr' he gleinig' Dg'n un 'n ruge Sznunt!  
 Wat harr' he 'n swarten Kopp un lange Hör'n!  
 Wor wör' he stark, — wat kann he s' mächtig bö'rn!  
 Wat harr' he 'n groden, ricken Päcyfout  
 Un scharpe Klauen of an jede Poot!  
 Dat worr' mi eisen 3), as ik em ankeek, —  
 Kanns denken, dat ik 'n beten weg mi fleek. —  
 Ik stünd noch 'n Ruus 4) — Herz Zees! wat müß ik sehn?  
 Glik wör' ik anfang'n luehals't 5) tou schreen!  
 De löstign Bröiers kömen all vörbi  
 Un güngen 'nen de Garens, segg' ik di!  
 Darjegen all de framen Lü', de bäen,  
 De kunnen vör der Dör nich vonner Stäen,  
 De pack' de Möhl un dönnert' jüm 'nen't Sand!  
 Un wiel'! nu süß'n as heilig'n Mann bekannt,  
 So grou' mi, dat't mi eben so much' gahn.  
 Wo, wat'f do hä, dat harr' wul jeder da'n:  
 Ik stünd noch 'n beten, spiteleer' un keek,  
 Bit dat'k mi stilken dö'r dat Sunn'lock 6) fleek,  
 Dat wör' för mi jüß' grot 'nug — Gott sei Dank! —  
 Ik kraul' mi dar nu an de Lünen lang:  
 Keen Düwel seeg mi un keen Szatansmöhl'n  
 Kreeg mi tou faten, mi 'nen't Sand tou sö'n. 7)

1) Schritte. 2) dort. 3) grausen. 4) Weile. 5) mit heller Stimme.  
 6) Hundelock, in düwelsmörschen Bauernhäusern neben der großen Haus-  
 thür. 7) jüdeln.

It kôm' mit heeler Gut of na de Bôm',  
 Un stell' mi an, als wenn'k jüß wedder kôm'.  
 It kenn' — Gottleiders! — man de Menschen nich,  
 De hier so lüftig wör'n un juchterig;  
 Blot eenige, de wör'n mi man bekannt,  
 Un dat wör' Volk — ik segg' di: dar 'nen't Sand  
 Harr' ik jüm segt, wör' ik de Düwel wes'n!  
 De harr'n ehr' Lew'dag' Pastor Harms nich les'n,  
 Harr'n wenig bät un na Karlen gahn,  
 Harr'n danzt un speelt un bi de Deereus stahn,  
 Harr'n lüftig lewt un mannig'n Seidel kßwot 1)  
 Un meiß an Höll' un Düwel gar nich glßwot.  
 Dar seeg't of usen Nawer, Krischan Dull,  
 Den us Pastor keen Grawreb' holen wull,  
 Wiel he so'n Sünnner wesen wör' un nich,  
 As he noch lew', mit Bottern kôm' und bich' 2)  
 It güng henbi em, frag' em, wor dat kôm',  
 Dat he hier of wör' ünner disse Bôm'.

„3,“ sä he, „wor schull ik denn anners wes'n?  
 It hew jo nich tou vel' Wischonsblö'r les'n.“

„Wor sünd denn,“ flister' ik em en de Ohren,  
 „De heilig'n Lue hier un de — — — ?“ —

Do keet he mi so scharp un schiffig 3) an  
 Un sä: „Au'r annern Siet, mien lüttje Mann!“

It seeg darhen: — Ja, ja — dar quäl'n se sif  
 Mit Holt un Steen' herüm en Sand un Szlick;  
 Se kreeg'n den Puckel of nich eenmal rigt! —  
 Un wat wör' dat di dar för 'n bunt Gemist:  
 Mien' fraumen Lammer wör'n dar twilfhen Deew',  
 Giezhäls' un Iud'n un anner' ole Szleew'; 4)  
 De gnu'd' 5) de Böß' dar een för een tourech! —

It much' dat nich ansehn mehr — ik güng weg,  
 Peet Krischan dar alleen noch 'rümmentieken  
 Un harr' jüß Tied, mi eben wegtoußtieken,  
 Do kôm' of dar de Düwel ang'reunt,

1) gespalten = ausgetrunken. 2) beichtete. 3) verschmigt. 4) Schelme,  
 Schlingel. 5) stieß, knickte.

Mat' Krifchan foorts en schön<sup>et</sup> Compliment,  
 Frag' em, wor he sit hier denn noch befin<sup>d</sup>  
 Un fnack' mit em, as mit sten'n bes<sup>sen</sup> Fründ.  
 Denn störrt' he na dat anner Zuchterpack, 1)  
 Wormit he of ganz frünnel<sup>ich</sup> lach' un fnack'.

Do güng 't na Krifchan wedder hen un sä,  
 Wat he mit'n Dülwel denn tou flanstern 2) dä?  
 „Mit'n Dülwel?“ lach' he. „Doh wat Dülwel hier  
 Un Dülwel dar, — dar sünn' wi lang'n mit schier!  
 Wor süs du'n Dülwel denn?“ —

„Wat?“ sä if, „wat?

Bör' dat denn nich de Dülwel eben — dat —  
 Dat Unthier dar mit de behaarten Sznuut,  
 Blackswarten Kopp, wor Hörens kiekt herut?  
 Ik schüdder' mi noch vör dat Bees — dat dou'!“ —  
 „Harm,“ fnustet' he, „if glöw“, du büs nich klouf!  
 Dat schull de Dülwel wesen, wor't mit fnack'?  
 Swart schull de wesen? — swart, so swart as Black? 3)  
 Hör'n schull he hebben? — Darvon seh ik nix!  
 Wor hett he Hör'n? — he is jo völlig fix!  
 Dat's jo us Genius von de annern Welt,  
 Bon den as Dülwel blot de Narr'n vertellt!“ —

„Jou Ge...? — Dat Woort hew ik mien Lew' nich les'n,  
 Sä ik — 't is beter of, wi lat't dat wesen.  
 Doch segg' ens, is dit Himmel oder Höll?“ —  
 He keek so grod mi an un dreih' un krüll' 4)  
 Den Baart un sä — wor mi nu noch vör grout: —  
 „Dat weet ik nich, wat't is — doch hei wi't goud,  
 Denn mut dat of jowul de Himmel wesen!“

„Dat wees du nich?“ schree if. „Ik hew doch les'n,  
 Dat wi en'n Himmel ganz vullkamen sünd!  
 Wenn du hier gar nix wees —“ —

„Sult, lüttje Fründ,

Wees du dat denn? — — Dat hebbt se di mal anbrosch!

1) Lachgesellschaft. 2) Schwagen. 3) Dinte. 4) kräufelte. NB. Das ö in „Hölle“ und das ü in „krüll“ werden ganz überein ausgesprochen, zwischen ö und ü.

Du heß di dar, wahrhaftig! schön wat ansöch! —

Nö, tüg' di darüm man keen grieße Haar:

All, wat de Keerls dar segg hebbt, is nich wahr.

Gott's Wunner ja! wat sä'n se dar nich all!

De Welt schull innergahn mit Fär und Knall;

Denn schull'n de Bösen enner Hölle brennen,

De Gouen sing'n un bäen, Dank bekennen —" —

„Dou j'it denn nich?“ rööp ik. „Is't denn nich wahr?“ —

„Du siß“ sä he, „de wessen schuw't de Ka'r:

Dar hört of all de hen, de hier't noch wagt

Un hier na Lesen, Bä'n un Singen fragt.

Hier öiw't sik jeder soort en sienen Fach

Un dar lew' wi vergnödigt bi Dag för Dag,

Un jeden Dag kö'n wi't of marfen jümmer,

Dat wi hier vörwas kam't un weert nich dümmer.

Wor schull'n w'of wul mit Bäen un mit Sing'n

So'n ganze lange Ewikeit toubring'n?

Un wenn wi hier all glik vullkamen wör'n

Un bruken gar den Wig nich mehr tou mehr'n, 1)

Noch den Verstand mit jeden Dag tou bill'n, —

Wenn't glik so wör', as't wünschse sik de Will'n:

Wor schull'n wi denn vör Langewiele blieb'n?

Denn müß'n wi us jo Schlaapdrunt noch verschrieb'n. —

Ziß as de Mensch sik freut en sienen Leben,

Wenn em sien' Unnent 2) lohut, em glückt sien Streben,

So freut se sik of hier all', wenn't jem glückt;

Se hebbt en Ziel, dat steiht dar unverrücht:

Wat s' noch nich sünd tou weeren: ganz vullkam'n.“

„Nö,“ sä't, „dar bruuks nich mehr von hertoufram'n!

Segg' mal: ik seh dar welke 'rümmentak'n —

Swarthaar't, krumm'nä'st, mit dicke Backenknal'n —:

Sünd dat wul Juden, de sik dööpen lat'n?“ —

„Ja, well' sünd döff, de meißten awer nich.“ —

„Natürlif, de sünd of von öllern Dat'n,

Worvon vertellt de bibelsche Geschied.“ —

1) „e“ in „mehr'n“ ist von „ö“ in „wör'n“ nur wenig verschieden in der Aussprache. 2) Bemühung.

Se lehr'n dat Volk, wat ik för'n Keert nich wör'  
 Wor ik ehr' Freud un Seligkeit nich för'!  
 Se mafen all de Menſchen vör mi bang'n, —  
 Se heet'n mi Düwel, Satan, Afgott, Szlang'n!  
 All't Unglück upper Eer' ſchull von mi kam'n,  
 Un wat ſe nich noch mehr toureſſe blam'n. —  
 Wer't all nich glöben kunn, müß' 'nenner Höll',  
 Wer nich ſo wull as ſe, müß' 'nenner Höll',  
 Wer'n lüttjen Fehler maß' müß' 'nenner Höll',  
 Wer nich na Karfen ſprung, müß' 'nenner Höll':  
 Darför ſünd ſe nu ſülben enner Höll'! —  
 De awer hier lew't, en dat Paradies,  
 Sünd, de nich lehren dar ſo ſwart un gries;  
 De geern vergnügt mit Menſchen muggen leb'n  
 Un kunn'n ſit allens frünnek of vergeb'n;  
 De'n Hart en'n Piewe harr'n un keenen Steen  
 Tou helpen ehr' Mitmenſchen upper Been';  
 De jeden ſienen Globen heilig let'n  
 Un wull'n nich jümmer allens beter weten;  
 De ſo dumm dar nich leb'n as Pär' un Daſen —  
 Mit eenen Woore, keene — — —!“ —

Do frag' ik em, wor hier denn wör' dat Filr. —  
 „Dch Filr!“ ſä he, „dat is hier temlik dürr!  
 Filr is hier nich! — — Is dat nich Straf' genuch,  
 Wenn ſe dar quält, dat i' nich kö'nt ſchöppen Luch? —  
 Touvör'n hebbt ſe de Menſchen quält up Eer'n,  
 Nu möt ſe of mal'n beten pienigt weer'n;  
 Doch, wer ſien' Dummheit will man engeſtah'n,  
 Kann of na eenig'n Jahren awergahn.“

Do frag' ik em, worher dat doch wul köm',  
 Dat he ſo wunderlik ſit hier benöhn',  
 Dat em de wellen ſeeg'n as ſeinen Mann  
 Un ik müß' ſehn em as den Düwel an  
 Mit Steert un Klau'n un'n gräſig ruge Ezumut,  
 Pär'fout un Kopp, wor Hörens ſecken 'rut?

Do ſeeg he mi ſo gleinig ewig an  
 Un ſä tou mi: „Mien lüttje goue Mann,  
 Dat du dat ſits, dat is mi bannig putzig!

Wor is dien Nam'?" —

It sä: „It heet Harm Lugig.“ —

Do kreeg he'n grodet Bouk ut sene Last  
 Un fahr' mi tou so bullerig un bast;  
 „Du büß of wul so'n heilig'n Himmel wesen;  
 Mi düß, if herw dien'n Nam' all ens mal les'n! —  
 Sähä! hier steiß du all en dit Rejister!  
 Man her mit di, du ole Synatenprießer!  
 Wor kumms du Scharpenbull 1) en dissen Stand?  
 Du hör's eers 'nupper Möhl un denn 'nen't Sand!“ —  
 He pack' mi an — if kunn' nich los mi kraueln!  
 He leet nich up, if much of noch so jaeln:  
 He sett' mi 'nup de Möhl un leet mi fusen. —  
 Dat fung mi vör de Ohren an tou brusen.  
 It schree — if rööp! — dat hulp mi allens nix. —  
 Do wal' if up — un anners wör' if glits  
 Bi't Ka'renschuwent dar all fliebig wesen!“ —  
 „Gutt, Harm, swieg still! Du ma'k's mi reinu tou gräsen!“

### Jan Dooboehr. 2)

Jan Dooboehr wör' en olen Buur,  
 Den plag' keen Störm, keen Kukulsuhr,  
 Keen Dönnner un keen bößken Kouh,  
 Keen lopen Muus, keen schellen 3) Frou,  
 Keen Knätern en sien braken Roos, 4) —  
 Mit ernen Woore: Jan wör' doov.  
 Un wat dat bes' bi de Geschich:  
 He meen', de Lide wüßten't nich.  
 En't Karckspil, wor Jan Dooboehr wahn',  
 Wör' d' ol' Pastor jüß heidi gahn;  
 De harr't, meen' Jan, of gar nich weten,  
 Dat he dooboehr't en Karcken seten.  
 So faken harr' em de tounicht,

1) Kockkäfer. 2) Tauboehr. 3) scheltende. 4) Gebälk, Sparrwerk des Hauses.

Wenn Jan em Wuf un Swienfnuut schickt. —  
Gewiß, de ol' verstur'b'n Pastor,  
De wuß nix von sien doove Dhr.

Ku kreeg'n se awer'n ne'en wedder;  
Se sä'u, dat schull en ganzen Ketter, 1)  
En ganzen Swarten schull dat wes'n: —  
De wull jem noch Leviten les'n!  
Jan Doovohr dach: De krig mi nich!  
It schid' em Wuf un gah tou Bich,  
Un wat mien Hörent anbelangt,  
Wull't sehn mal, wer mi darmit fangt.  
Se kummt mi man! —

Ja, dat's nich flech:

It hau' mi hier'n Stück Holt tourech, —  
Kummt he, mut he mi seker all  
Eers fragen, wat dat wesen schall;  
Dat's doch so klar, as stünd't tou lesen!  
Denn segg' ik: „Dat schall'n Vielhef 2) wesen.“ —  
Un denn: — ik wahn' hier dich an'n Fluß,  
Dar mut he 'nawer — 't is en Muß! —  
Dat geiht nich anners as tou Scheep; 3)  
Denn fragt he mi — ik kenn' de Kneep —  
Denn fragt he tweetens bi mi an,  
Ob he mien Schipp wul kriegen kann. —  
Dat gew't em nich — dat's jo gewiß! —  
It segg': „Dat lig up't Land, — dat is  
Mi ganz toureten un touspieten!“  
Dat mak't mi wie'der keen Geweten. —  
Un drüttens: — will he dar na links,  
Na dat Dörrp — dat is of so'n Dings.  
De Weg darhen is bannig flech;  
Tou Foute mak't he nich den Weg.  
Denn fragt he drüttens bi mi an,  
Ob he mi Peerd nich kriegen kann. —  
Wien lüttje Peerd? — wes' jo nich bang'n,

---

1) Kettenhund (eigentlich nur für Weiber gebräuchlich). 2) Vielheft, Beilspiel. 3) zu Schiff.

Dat du mien lüttje Beerb wullst tang'n!

It segg'n of flant Bescheed, den Pfaff:

„Dat fleit un bitt un smitt of af!“

Darmit geiht Jan sit vör de Dö'r

Un sied na achtern un na vö'r.

„Boß Blix! dar kummt h' all angestewelt!

H', wor he dar en'n Mourdbreck knewelt!

Man gau 'nen't Huus un stink an't Wart, —

Mi düch all, dat he mi bemark'.

Un nix vergeten: — eers dat Biel!“

Jan güng an't Hauent.

#### Mittlerwiel

Köm' de Pastor heren un lach

Un sä ganz frünnef: „Guten Tag!“ —

„Schall'n Bielhelf wesen!“ rööp Doovohr. —

Gotts, wat verjag' sit de Pastor!

He worr' rein stumm, — seeg 'nachtern Aven <sup>1)</sup>

Un keef na innern un na baben

Un seeg doch keenen Menken nich,

As Jan blot mit dat flou' Gesich.

Un de keef gar nich up; de klopp', —

De Spöin' de flög'n em üm den Kopp.

Touleste fund he wedder Spraf:

„Mein Lieber!“ — Jan, paß up dien' Sak! —

„Ist Ihre Frau wohl bei der Hand?“ —

Jan Doovohr prahl: „Lig dar up't Land, —

Is ganz toureten un toufpleten!“ —

As wenn em een mit Dreck besmeten,

So sprung herümm' un de Pastor

Un brüll' Jan en dat doove Ohr:

„Mit Ihm kommt man ja gar nicht aus!

Ist denn Sein Mädchen nicht zu Haus?“ —

„Dat fleit un bitt un smitt of af,“

Grien' Jan.

Ut'n Huuse lööp de Pfaff.

1) Dfen.

Un Dooboer lach', dat' em so gliickt,  
 Dat he verbargt sien doobe Ohr. —  
 Neech harv' he of; denn de Pastor  
 Glöw't noch von Dag': Jan is verrückt!

Jan Peter Bremer  
 Bi'n Stür'ennehmer.

„So'n Szatan,“ sä Jan Peter Bremer,  
 „So'n Szatanskeerl von Stür'ennehmer,  
 Mi so tou schruden en de Classenstür!  
 Un Brann'wien un Taback sünd so so där!  
 Foorts gah ik 'nen bi em un wies' em, wat en Hart is.  
 Ik will doch weten, wat dar nu en't Wart is,  
 Dat he mi söß Grot' höger setten deit:  
 Schaß sehn, dat bald de Trummeln wedder geiht!“  
 „Jan Peter, wes' man'n beten mierßen 1)  
 Mit sücke Wöre!“ warn' sien Naver Dierßen.  
 „Wenn du bi em so puchs un hest so'n lege 2) Sznuut, —  
 Pasß up, he süm't nich lang'u un smitt di 'nut.“  
 „Wat?“ sä Jan Peter Bremer  
 Un smeet sik en de Bilß, 3)  
 „De Keerl von Stür'ennehmer?  
 Schaß sehn, wor ik em kniß!“  
 Un darbi flöög he mit de knütten 4) Hand  
 Sik up de annern, stuch' un dameneer'. 5)  
 He meen', dat leet em goud, dat he sik hier so teer' 6)  
 Un bröök dar upper Straat ut Rand un Band.  
 Claus Dierßen keek em an: he schame sik,  
 Bi Petern noch so apenbar tou stahn.  
 „Jan Peter, as mi düch, blis du all wedder dick!“  
 Sä he un dreih sik un wull' gahn.  
 „Hier blifß du mi!“ rööp awer Peter Bremer,  
 „Un geiß mit mi hennen bi'n Stür'ennehmer!“

1) wählserisch. 2) schlecht. 3) Brust. 4) geballt. 5) wetteerte.  
 6) anstellte.

Gewiß hew't 'n Lüttjen drunken all von Morgen:  
 Nu brut' ik för keen' Wör' tou sorgen,  
 Nu schaff d' ens hör'n, wor ik em futer! 1)“  
 Dar wör' keen Gottberath, de Keerl worr' jümmer luter:

Claus Dierßen müß mit Peter'n nen  
 Un stell' sik buten en den Huisgang hen.  
 Jan Peter swunk' 2) nu 'nen de Dönßendö'r  
 Un hölt den Stür'ennehmer allens vö'r.  
 Claus Dierßen lüster', 3) wor dat ut wull' lopen:  
 Doch kunn he leider nix verstahn,  
 As dat he hör' jüm een dö'r't anner ropen  
 Un uppen Dist den Eenen slan.

Up eenmal awer worr' dar wat tou trappeln  
 Un denn wat an de Klinken grabbeln:  
 De Dö'r stöög apen un Jan Peter 'rut  
 Mit bannig hollen Rüg'g' un krumme Kne'n,  
 Den Kopp en'n Nacken un de Hann' tou Strew',  
 Un dennoch stöög he mit sien' biden Szuunt  
 Quax vör de Wand, dat allens man so bew'.  
 Un en sien'n Puckel, — dat kreeg Claus nich rech tou sehn. —  
 „Wat Dünner!“ rööp he, „Dünner, Pet'r!

Dat schien' jo jüß accrat, as smeet'r  
 De Stür'ennehmer di herrut! —  
 Wat wullt du dar denn, dar's en Wand von Steen', —  
 Dar kanns du man sofoorts nich 'nut.  
 Wat is dat denn mit di, — kanns du denn gar nich sehn? —  
 Un segg' mal ens, wat wör' dat eben,  
 Wat di dar ut den bre'en Puckel wuß?  
 'T wör' as en Steweln jüß, den du mithebben schuß. 4) —  
 Ja, Ewvernoth! Du kanns wul leben,  
 Wenn di dat Fouttlüg uppen Puckel washt!  
 Wenn't di nu ok man an de Föite paßt.  
 Ja süß, de Asdruck is noch dar  
 Mit Sand up dien' Rockslippen malt —  
 Dreih' di mal üm — dat is doch wunnerbar!  
 So sünd Ennehmers Steweln jüß befaßt!

1) ausschelte. 2) schwankte. 3) horchte. 4) foltest.

Am Einn' heß du den Schubs blot von de Sterveln fregen:

De mal' di eben so famos't tou flegen! —

Doch segg' mal ens, wat hett de Stür'ennehmer seg?

Wils du nu wedder up dien ole Reck?" —

„Och Rawer!“ sä Jan Peter Bremer,

„Dat Nas — if meen' — d' Herr Stür'ennehmer,  
He sä toulesß —“ — un Peter wiß sik af dat Blout —

„He sä, if harr' bi em von fröh'r of noch wat goud —“ —

„Nö,“ sä Claus Dierßen, „denn segg' man Gottloff! —

Herw't doch nich dach, dat he keen Reck harr!“ —

„Ja,“ sä Jan Peter, „ja — un knapp as he dat seg harr',

Do — ja — do worr' he groff.“

### Appel oder — ?

Schoulmester seet en fiene Schoul  
Up'n harten strohwunn'n Lehnenstouhl,  
Szmööl ut sien' korten Piep Taback  
Un küster' up den Kinnerknack.  
Na'n Semmenar wör' he nich wes'n;  
Doch harr' he Harms sien' Schriften les'n,  
Ganz sliedig lesen, mehr studeert,  
Wenn nich sogar se boufstabeert.

De Kinner leer'n en eenens foort,  
Man hör' blot Larm, man hör' keen Woort;  
Dat wör' em awer eenerlei:  
He smöök Taback un seet un brei'. 1)  
Dat nöhm' nu wahr so'n lilttjet Gö'r —  
Wat kreeg dat ut sien' Last' hervö'r?  
Man seeg't nich 'nau — se steek't en'n Mund —  
Doch schien' dat etwas gröin un rund.  
Schoulmester seeg't of nich genau,  
Bit dat he 'wahr worr', dat se kau',  
Un en ehr' Hand, dar harr' dat Spuch, 2)  
Wat wul en Appel wesen much. —

1) strichte. 2) Wicht.

Dat Eten wör' nu nich verlöwt,  
 Un Appels eers? — he harr't nich glöwt!  
 „Kind, — du dar, — leg' den Appel dal!“  
 Rööp he un rööp dat noch en Mal.  
 Se leet dat nich — se hör' wul flech —  
 Se kau' un kau' un lä't nich weg.

„Deern, sag' ich, leg' den Appel hin  
 Un anners straf' ich Eigensinn!  
 Kanns du von Dage denn nich hör'n?“ —  
 Se kau' un leet sik gar nich störn.

Do worr' de Meester denn doch dull:  
 He blöög mit'n Stoc up'n Disk un schull',  
 Un beet de Piep un smeet den Damp  
 Un smeet ehr mit den Tafelchwamp. 1)

„Ich meine dir, du Racker, dir!  
 Ist Appels? — Was, so args du mir? —  
 Ja, argen, ji! — dat dou ji geern! —  
 Den Appel weg, Fell bonner Deern!  
 Du sollst dat nich! hast du's vergeten?“ —

„Ik hew — ik hew — keen' Appel eten!“ —  
 „Keen' Appel, du?“ — he awerjuch' 2)  
 Sik enner Steimm' — un schre' un fluch':  
 „Keen' Appel nich? — Du Düwellaun,  
 Du Lügenbeern, gesteh' man gau!  
 Ich sah's un weiß wul, was ich seh'!  
 Gehst du keen' Appel eten?“

„Nä!“ —

„Kind, hör' mal, du büs noch wat keen,  
 Ik will dir'n beten awersehen.  
 Du warst wul'n Spierken 3) flau en'n Magen,  
 Do eets du'n Appel, will ich sagen.  
 Du lieber Gott, ich weiß dat goud,  
 Wat wi en so 'nen Fall nich dout! —  
 Du heß mi doch verstahn, wat'k sä? —  
 Nu segg' ens, eets du'n Appel?“ —

„Nä!“ —

1) Tafelchwamm. 2) überschie. 3) ein Wischen.

„Du bist wohl hang'n, dat ik di sla, —  
 Mein liebes Kind, das laß man na!  
 Szäg' frigs du nich, — dat is gewiß, —  
 Blots mal' mi nich keen Argernis  
 Un leugne länger nicht so zäh!  
 Segg', eets du'n Appel?“ —

„Nä doch, nä!“ —  
 „Kind, lilge nich! 't is grobe Sünn',  
 Die quält dir noch die leste Stünn',  
 Wenn du 'mal in dein Sterben ligs  
 Un'n Dürwel zum Begleitmann frigs,  
 Der geht dann mit die Seel' juchhe! —  
 Nun sag', eets du den Appel?“ —

„Nä!“ —  
 „Deern, sag' mal, kenns du die Geschich  
 Denn von die eersten Minschen nich? —  
 Hew't di von Eva nich vertelt? —  
 Dat Unglück all' up dißter Welt  
 Kommt blots von eenen Appel her!  
 Nun lig' auch du, mein Kind, nich mehr —  
 Wi kam't jo gar nix uter Stä'. 1)  
 Gesteh doch, eets du'n Appel?“ —

„Nä!“ —  
 „Ic wull' mi ganz unno' 2) vertör'n 3) —  
 Mit dich un deinen Vader nich,  
 Von weg'n de Wufß un so'n Geschich:  
 Doch du muß söihl'n, wullt du nich hör'n!  
 Nun sag' ich's dich zulezt: gesteh,  
 Daß du 'nen Appel aßest!“ —

„Nä!“ —  
 Mien Kind, 't is nu de höchste Lied, — !  
 Schuß man gestahn, — dat geiht tou wiet!  
 Eils 't nich, wor roth he wott un witt?  
 Worhen he all de Agen smitt?  
 Dar achter'n Aben 4) liegt de Kou'n 5) —  
 Gestah, ik rae 6) di tou'n Gou'n!

1 Stelle. 2) ungen. 3) erzürnen. 4) Dfen. 5) Kuthen. 6) rathe.

Schoulmeester lopp un haalt den Stod;

De Kinner swiegt — nu kriegt se Schock!

He tocht dat Göt nu bi dat Ohr:

„Du Fells, so lügst du mich was vor!

Du Düwelskind, willst du gestahu,

Aus 1) schall di glif dat . . . . . flau!“

Dat Göt dat brüllt bi as en Heid!

Nö, wenn se nu nich bald gesteiht . . . . .

„Segg', eets du'n Appel? — eins — zwei — drei:

Aus hau' ich dich di Knaken twei! —

Willst du wul gleich gestehen, Deern!“ —

„It — eet keen' Appel — if — eet Becrn!“ —

### De Schouster von Hogengeerl.

Dar lew' mal'n Schouster uppen Hogengeerl,

Dat wör' en ganzen Deubelskerl:

Keen Rechtsgelehrter kreeg em ennen Sack, —

Un wer em purr', den Schouster Sperl,

Dat dur' man nix, denn harr' de wat up't Sack;

Darüm sä'n all' de Lü' of: he's nich maad!

Bi allen dem nu glöw' he of noch nix

Un Höll' un Himmel wör' em eene Wix.

He wör' nich arm, — he harr' den feinsten Wien

En fienen Keller: dar wör'n vel' na lüstern;

Doch Schouster Sperl wör' nich von glüstern, —

De so em kömen, wüß he hells 2) tou büstern. 3)

Smarogers mugg'he awerhaupt nich lie'n.

Blot Kranke kregen wessen af tou Lie'n.

Of arme Lü' mugg' he wul ünnerstützen:

He dä, trotz he nix glöw', doch mannig'n Nützen.

Em jegenawer wör' dat Klosterhuus:

Dre Priesters geew dat un en Bischof dar,

De leben alle Dag' en Sulus un Bruns, —

De Schouster nöhm dat an ehr' roen Dgen wahr.

1) sonst. 2) höllisch. 3) zu verjagen.

- Wenn se 'rutkeeken, lur' he as en Muus,  
 Bit em ehr Kattenjammer apenbar.  
 En'r Meß, denn wör'n se awer luter Frummheit,  
 Denn predig'n se de Menßen 'nener Dummheit.
- De Schouster leet jüm, — em wör' allens rech.  
 Wat em blot Sorgen mak', dat wör' sien Wien:  
 Dar köm' em jümmer 'n ganzen Barg von weg.  
 Sien' Frou meen', se hör' alle Näch  
 De Rotten pultern, — un as ehr dat schien,  
 Wör' de ehr Szmecker 1) wul so sien.  
 „It will di'n Börflag maken,“ sä  
 De Frou, „wenn it jüm mal vergiffen dä!“
- Den Schouster wör' dat Rech, — he sä: „dat dou!“  
 Denn gling he an sien Wart. De Schousterfrou  
 Dröög all den Wien nu ut den Keller 'rut  
 Un soch sik blot so'n teihn, twölf Buddels ut,  
 Dar schütt' se wat hennen, dat harr' se enner Lut',  
 Un sä: „Nu dout jou wat tou lachen; 2)  
 Zi Rottenvolk! dat's wat för jou tou lachen; 2)  
 Zi weert wul nich na mehrern trachen!“
- De Frou harr' Rech: ol' Rotten geew dat dar  
 De swaren Meng'; denn enner ganzen Stadt  
 Wör'n all de Hüüse kellerhöll — (un dat  
 Paßt jo so rech för so'n ol' Rottenschaar) —  
 Dat harr'n de Klosterlü' ümhand mal hatt,  
 De hier all lewt ens vör twehunnert Jahr.  
 Ob s' awer Rech harr', dat de Rotten Wien vert:hren,  
 Dat weet it nich — dat möt de nöchsten Strophen lehren!
- Den annern Morgen keef de Schouster tou,  
 Wor vel' ol' Rotten wul sien' Frou vergeben. 3)  
 An Buddels wören leddig ehrer seben,  
 Un darbi legen — he rööp gau de Frou:  
 „Nu süh mal an, wat dä'n de Rotten sik tou gou!“ —  
 — „Och!“ schree de Frou, „nu köst it mi dat Leben!“ —  
 „Wat niz!“ fung awer do de Schouster an tou spotten,  
 „De dre Kannalsien hier — dat wören Rotten!“

1) Geschmack. 2) „Wat engeb'n tou lachen“ = vergiften. 3) vergiftet.

- Si fragt: „Wat kreg'n se dar Abschenliks denn tou sehn?“  
 Nö ja: dre Priesters legen dar,  
 De wör'n mit ehr bet' Leben klar.  
 Dat mal' de Frou tou schre'n — ehr stünd tou Barg dat Paar.  
 De Schouster awer lach: „Dat krieg' wi noch wul kleen!  
 Fat' man mal an — wi fleep't jüm, Een för Een,  
 'Nen disen Pouhl, 1) dar liegt se ganz verborgen;  
 Un för dat anner lat' den Jan man sorgen!“
- De Jan, den harr' de Schouster tou'n Gesell'n,  
 De wör' ganz bannig stark un bannig dumm;  
 He dä keen Kind wat Leegs 2) un nöhm nich sich wat krumm,  
 Blot wer em tarr', 3) denn wilß he astonfell'n.  
 Wat sien'n Verstand bedrööp, kunn' he keen' Fiewe tell'n;  
 Un vele Menschen höl'n em of noch stumm  
 Un harr'n wul halswat Nech, denn wat he sä,  
 Wör' för gewöhnlik nix as „Ja“ un „Nä“.
- As't Abend worr', steeg Schouster Sperl hendal  
 'Nen'n Keller. (Wat he wull', dar wör' he mit up Jüß 4).  
 Jan, den Gesell'n, den harr' he schickt noch mal  
 Na'n Koopmann un em seg: „Wenn du der wedder büs,  
 Denn kumm man glik tou'n Eten — 't giff of Wüß!“ —  
 De Schouster, wie geseg, steeg nu hennaf un hal'  
 Een'n von de doen Priesters uten Pouhl  
 Un sett' em enner Warfstü' dal up Jan sien'n Stouhl.
- Jan dach blot an de Wüß, darüm köm' he bald wedder,  
 Güng 'nen de Warfstü' un mal' Luch 5):  
 Do seeg he sitten dar dat ol' Gefuch 6),  
 So krumm as Een, de wul besapen wesen mugg'.  
 „Gah weg!“ sä Jan, „ans gew'k bi wat up't Ledder!“  
 Dat hulp noch nich. Do brüll' Jan, dat de Dönsen 7) redder' 8):  
 „Schall'k bi wul wat up't Näf'lock geben?“  
 De Keerl de seet so wiß 9), as schien he nich tou leben.
- Do worr' Jan doch vergrellt un kregg den Kloppsteen her  
 Un smeet den Suupsack vör den Bregen,  
 Dat he man baz so henfullt na der Ter'. —

1) Puhl. 2) zu Leide. 3) neckte. 4) in Ordnung. 5) Licht.  
 6) abscheulicher Mensch. 7) Stube. 8) zitterte. 9) fest, unbeweglich.

„Jan,“ rööp up'n mal de Schouster, „Dönnertweer!  
 Wat maks du Vengel dar? — smiß du All' Regen? —  
 „Nö!“ fahr' he foort, „dat is en schönen Segen:  
 Du flöögs den Priester dod! — Nö, wes' man nich so bang'u!  
 Drigg' em man gau na'n Fluß! Blot süm' nich lang'n!“  
 Jan krei' 1) den Kopp, — doch seeg he en,  
 Dat de verdreihete Moordgeschick em hen  
 Na'n Galgen brengen kunn'. — He wör' nu dick toufre',  
 Dat Schouster Sperl as Düwel em utkle', 2)  
 Em Steert un Hören ma', dat em keen Mensch nich kenn',  
 Un ot, wat he tou seggen harr', em sä.  
 So utgemunstert pack' he nu den Doen up  
 Un güng darmit de Straat na'n Fluß henup.  
 Dich vör de Brilgg' rööp em de Schildwach an:  
 „Werda?“ — „Der Teufel!“ Dat sä Jan noch jüß as wi.  
 „Was trägt Er?“ frag' em do de Mann.  
 Un „Pffaffen!“ gnurr' 3) Jan as en Düwel Di.  
 „Wie lange dauert's?“ frag' he endlich Jan.  
 „Die ganze Nacht!“ brüll' Jan un güng vörbi.  
 Toumidd' up'n Fluß smeet he den Priester vonner Brilgg',  
 Un wies' de Wach de Lähn', as he köm' wedder trügg'.  
 Jan treet en't Huus un sä: „So, dat wör' uter West!“  
 Un greep na Pelsdraht un na Souf 4). —  
 Wiltat 5) harr' awer Sperl all uten Pouhl  
 Den Tweten halt un 'nachter't Fenster stellt.  
 Nu sprung — as Jan dat sä — de Schouster von den Stouhl,  
 Füß as so'n Gummiball, de vonner Wand asprellt,  
 Un sä: „De lewe Gott bewahr' us vör Gespenster!  
 Jan, kiel mal hen, — wat steiht dar achter'n Fenster?  
 He folg' di wedder na, — dar steiht he buten! —  
 Jan, Jan! de doe Mensch will gar nich von di wicken!“ —  
 — „Wer dod is, de lat' hier sien Ricken!“  
 Rööp Jan un smeet mit'n Leefsen 6) dö'r de Ruten 7),  
 Den Doen jüß rech vör de Szmuten, —  
 Un achter'n Fenster pulter' dal de Licken.

1) fragte. 2) verkleidete. 3) knurrte. 4) Ahle, Pfriem. 5) wähl-  
 rendem. 6) Leisten. 7) Fensterscheibe.

„I will all nich helpen, Jan,“ sä Schouster Sperl,  
 „Du muß noch wedder los mal mit den Keerl.“  
 Wat wör' tou doun? — Jan harr' sit kort bedach  
 Un güng henut, den Doen wegtou schaffen.  
 Tum tweten Mal köm' he vörbi de Bach:  
 „Werda?“ — „Der Teufel!“ — „Und was trägt Er?“ — „Pfaffen!“ —  
 „Wie lange dauert es?“ — „De ganzen Nach!“ —  
 Jan güng na'n Fluß, sien' Drach <sup>1)</sup> dar'nen tou baffen.  
 Eernsfeßig köm' he trügg' un keel sit vör de Schän'n <sup>2)</sup>  
 Un wies' de Bach tum annern Mal de Täh'n.  
 Wilt <sup>3)</sup> harr' de Schouster all den Drütten halen kunnt  
 Un vör de Huusdör' stellt. — As Jan nu trügge wör,  
 Gotts! wat verjag' he sit, as he den wedderfund,  
 Den he jüß wegfleept harr'! — Dat wör' em doch tou bunt.  
 „Wat, du Kannalje, steihs mi vör der Dör'?“  
 Rööp Jan un quack' em dal un bö'r  
 Em wedder up. — Nu wull' he em doch mal wat brufen:  
 En beten lang'n wull' he em ünnerduken.  
 „Werda?“ — „Der Teufel!“ güng dat los an'n süßwig'n Dort.  
 Doch ditmal frag' de Poßen nich tou Enn':  
 He lööp en eenen Sprang na'n Bischof hen  
 Un sä: „De Düwel geiht mit all' de Pfaffen foort —  
 Dre hett h' all weghalt!“ — Up dat Woort  
 Erschreck' de Bischof, dat he knapp sit süßben kenn';  
 He leet sien Muulthier sabeln un reet' weg:  
 Bon'n Düwel hakt tou weer'n, gefullt em doch man flech!  
 De ganzen Lied seet Schouster Sperl  
 Up sienen Schousterhemel — freidenfroh,  
 Dat he de Priesters harr' vertilgt ut Hogengeerl.  
 Unruhig wör' he man, dat Jan, de Keerl,  
 Noch gar nich wedder köm'; he dach all: „So!  
 Den hebbt se packt! He harr' doch anners jo  
 All Dre wul dregen kunnt na'n Water hen!“  
 Süß wull' he Jan tou mööt <sup>4)</sup>, do köm' de 'ren.  
 „Nö Jan?“ — Un Jan bleew' en dat Dör'lock stahn  
 Un hölt de längsten Red', de he sien Leben dan:

1) Tracht, Ladung. 2) Schienbeine. 3) währenddem. 4) entgegen.

„As't k6n' tum tweten tr6gg', st6nd he tum dr6liten dar,  
 Do hett't tum dr6liten em n6r beter gahn;  
 Tum veerten Mal bejeg'n he mi fogar  
 Tou P6'r. Do worr't vergressit un greep em en de Saar:  
 „Dre Mal s66p't di all af — nu kumms du noch tou P6'r?“ —  
 „It stah f6r en — nu argt he mi nich mehr!“ —  
 „Bravo!“ r66p Sperl. „Kumm, Zanjung'n, hier is Wien!  
 Nu suup di man so dick mal as en Swien!  
 De Rotten plagt us nu so lich nich mehr:  
 Wat de all' Nach vertehr'n, dat is nu d6gl6k dien!“  
 Un darmit hal' he'n Arm vull Buddels her —  
 Se drunk'n sik beid' of richtig 'nanner Ger. —  
 Den Schouster bleew' de Wien von do an ungest6rt,  
 Sien' Frou hett of von Rotten n6r mehr h6rt.

### K6ster Hensch.

Ol' K6ster Hensch un sien Pastor  
 W6r'n upper K66' 1) en Wittenmoor. —  
 Dat w6r' so Bruuk en de Gemeen':  
 De L6' de s6'n j6m, Een f6r Een,  
 Tou Hochtied an un Kinnelbeer,  
 Begr6ffnis un wat't geew noch mehr. —  
 De K6ster harr' en hellken Strich!  
 Ol' K6ster Hensch drunk anners nich,  
 As wenn man em tou'n G66bot 2) tarr' 3),  
 Un so'n Gelegenheit, de harr'  
 Se Jahrs — gespraken kort un kahl —  
 Dreihunnertseiwunh66st6g mal;  
 Un wenn Gelegenheit em qu6l 4),  
 Denn drunk he j6mmertou tou vel.  
 Hier upper K66 en Wittenmoor  
 W6r' mit sien'n Wagen de Pastor;

1) Hochzeit. 2) Gastgebot. 3) einlud (eigentlich „nedtke“). 4) f6r „n6thigte“.

Lou Foute wör' de Köster kamen:  
Wiel't sold wör', wull' he nich verklamen.

Des Abends worr' dat balkendüster,  
Un de Pastor sä: „Ach, Herr Küster,  
Sie haben so sich übernommen —  
Wie wollen Sie nach Hause kommen?  
Benutzen Sie doch meinen Wagen.“ —

„Ja, kann der auch uns Biere tragen?“  
Sä Köster Hensch un lang' na'n Buddel  
Un drunt, dat dat man ollick 1) knuddel'.

„Ei, Hensch, wir sind nur unsrer Drei:  
Mein Kutscher Friedrich und wir Zwei,  
Sä de Pastor un ritterriv' 2).

„Mit meinem Häfen sind es vier,“  
Synack Hensch em stikken en dat Ohr  
Un greep na'n Buddel: „Prost, Pastor!“ —

„Ach, trinken Sie doch nicht so viel!“ —  
Doch Köster Hensch sööp as en Ihl 3). —  
Loulesß do steeg'n se denn ok en  
Un bieestern 4) na dat Karbörp hen.  
Wör' Köster Hensch nich so all dick,  
Dat Höih'r'n mal' em eers wunzierlick:  
As s' utsteeg'n kunn' he nich mehr gahn  
Un ok nich mehr allenig stahn.

Sien' Wahnung leeg up'n annern Eenn'.

„Dar kommt he nich lebennig hen!“  
Dach de Pastor, sat' em bi'n Arm  
Un sä: „Hensch, bleiben Sie bei mir  
Und schlafen bis zum Morgen hier!“  
Hensch strükel' mit.

„Daß Gott erbarm!“

Süch 5) de Pastor, „so geht's ihm immer!“  
Un treck' em 'nen dat „Fremdenzimmer“.  
Hensch full' 'nupt Bett, so as he wör',  
Szlööp, dat he't jüingß' Gerich nich hör'.

1) ordentlich. 2) retirirte (von dem Küster hinweg). 3) Egel, Blutegel. 4) irrten. 5) senfte.

Tou Middennach, do waß he up:  
 Sien Nag' wull' em en'n Hals herup.  
 Em wör' so fattenjammerlick:  
 „Wat?“ dach he, „Satan, wör' ik dick?  
 Wor gah't nu hen? — ik mut mi spe'n! —  
 Is't düster? — oder kann't nich sehn? —  
 Binn't enner Höll', ik arme Mensch?“ —

Do fullt em en: „Ein guter Mensch  
 In seinem dunkeln Drang' ist sich  
 Des rechten Weges wohl bewußt“.  
 Un nu — as harr't em Een enpufft —  
 Sprung he von't Bett heraf un rich  
 Dar an en gräßig Köierrei 1):  
 Fullt Disk' un Stöihl' un Speigels twei,  
 De Speldos' un dat Theeservice,  
 Wat den Pastor för dütren Pries  
 Tou'r Hochtied schenkt harr' de Gemeen',  
 Dat fullt he allens fort un keen;  
 Denn fullt he dö'r so'n grode Kuten 2)  
 Un meet den Magen ut na buten,  
 Pä sik erlichtert wedder dal  
 Un averdach sten Bark noch mal.  
 Do worr' he doch wat flesch tou weg' 3):  
 Em grou' nu vör de Nackenfläg' —  
 Wit he vör Angs ganz richtig flööp. —  
 Fronkhtig 4) den annern Morgen lööp  
 De Frou Pastor'sk' na'n Zimmer' hen;  
 Se steek den Kopp tou'r Dö'r hennen  
 Un seeg „den Gräuel der Verwüstung“.  
 „Ach Mann!“ rööp se do, „vor Entrückung  
 Möcht' ich hier auf dem Platz vergehn!  
 Hast du wohl je so was gesehn?“  
 Nu köm' of de Pastor, ehr Mann,  
 Un keef sik dar den Krempel an.  
 Mensch stünd darbi un röög' sik nich,  
 Mit rech' so'n Generalsgesch.

1) Mühre. 2) Fensterscheibe. 3) zu Muthe. 4) frühzeitig.

„Was haben Sie begangen, Mensch!“  
Rööp de Pastor.

Un Rööster Hensch

R·d' up de Arms — jüß as ik hier —:

„Ja, danken Sie nur Gott mit mir!

Mit Satanas hab' ich gerungen

Und ihn mit Gottes Hülf bezwungen. —

O, nie vergeß ich diesen Kampf:

Bernahmen sie nicht das Gestampf? —

Dort kam er durch die Fenster Scheibe

Und ging mir ungestüm zu Leibe. —

Er hat zertrümmert das und dies;

Ich warf ihn mit dem Theeservice:

Wohl ist zermalmt es und zerpalten, —

Jedoch, ich hab' den Sieg behalten! —

Als er genöthigt war zu fliehn,

Hat er vor Wuth mich angespien.“ —

„Frau, hörst du wohl?“ sä de Pastor,

„Leih' unserm Hensch ein willig Ohr:

Es hat so oft dir nicht beliebt

Zu glauben, daß es — Teufel giebt.“

### De klouke Jung'n.

„Jung'n,“ sä Jan Hinnerk tou sien'n Söhn,

„Kumm her, du schaff na'n Dokter Grön.

Wi sünd em jümmer noch wat schüllig:

He wott mi anners ungedüllig.

Nemm diesen Schrutzhahn <sup>1)</sup> mit, den giff em,

Un wat dat Geld bedrapp, dat bliff em. —

Wes' of fein höfeli, wenn du bi em kumms,

Un dat du nich so dö'r de Näs' mi brumms!

Segg' of glatt „Hi“ un heet em nich foort „Du“:

Dat geht man all' nich so mit „Bà un Du <sup>2)</sup>!“

,Go'n Dag, Herr Dokter!' dat mut ollik kling'n,

1) Truthahn. 2) mit polsternder Stimme und grob.

„Ik wull' Jou wul en Schruthahn breng'n.  
 So spricks du rein mi von de Panfen weg 1).  
 Un denn seggs du: „Ik Bader de hett seg,  
 Si schull'n mit't Geld doch töiben noch bit Pingfen,  
 Un darüm schick' he Jou dit Dingfen.  
 Bist du bi'n Dokter klar, denn gah of glicks  
 Senna'r Apthek un hal' för'n Grotten Nix.  
 Seß du't nu hört?“ —

„Ja, Bader,“ sä de Söhn,  
 „Ik breng' den Schruthahn na'n Aptheker Grön —“ —  
 „— Na'n Dokter Grön!“ —

„Dat's rech — un Wix  
 Hal' ik von'n Schruthahn —“ —

„Dumme Szatan! — Nix —  
 Von de Aptheken! — Waks du't mi nich rech,  
 Remm di en Ach, — dat geiht di flech!“ —

„Ja, Bader,“ nöhm de Jung'n dat Woort,  
 „Dat schall sik wul verbelen!“ un güng soort.  
 Dat Woort „Nix“ kenn' he leider nich, wat't heet, —  
 He harr't sien Lew' nich hört, — un dat heet't nich vergeet,  
 Sä innerwegs he jümmer: „Nix, Nix, Nix“ —  
 Em grou', dat heet't verweßeln dä mit „Wix“.  
 He güng den Richweg nu rix 2) dö'r de Wisken,  
 Dar seet an'n Bäl de Fisker jüß tou fisken.  
 De Jung'n bleew stahn un keel un sä:  
 „Nix, Nix, Nix!“ dat heet't bolen 3) dä.  
 De Fisker worr' am Iesken quaat 4)  
 Un brumm': „Wat's dat för'n dummen Praat 5)!  
 Kanns du nix anners seggen, Jung'?“ —  
 Em arg' dat, wiel he gar nix fung. —  
 „Wat mut'k denn segg'n?“ —

„Du bist en Narr!“  
 Gnurr' em de Fisker an un tarr'  
 Sien' Garens üm un fung — en Steen.  
 Dat broch em nu eers rech en Wuth:

1) frei von der Leber weg. 2) geradezu. 3) behalten. 4) zornig.  
 Geschwätz.

He stuch' un schemp' un köm' tou Been'  
 Un jag' den Jung'n tou'r Wisf' hennut.  
 De Jung'n nei ut. Alleen, he harr'  
 Dat goud sit markt: „Du büs en Narr!  
 Du büs en Narr!“ rööp he nu fir;  
 He meen', dat schull' he segg'n för „Mir“.  
 He lööp nu vörwaß, rööp un rööp:  
 „Du büs en Narr!“ un lööp un lööp,  
 Bit em bejeg'n dar upper Straat  
 De Ammann en sien'n Sündagsstaat.  
 De Jung'n bleew lieke 1) vör em stahn  
 Un keef em steke 2) en't Gesicht:  
 „Du büs en Narr!“ vergeet he nich.

De Ammann kunn' nich wie'der gahn;  
 He worr' am leßen witt vör Wuth  
 Un dreih' 3) den Jung'n wat 'nan de Szuut.  
 „Du Esel, mußt du so was sagen?“  
 Sä he un schiltt' em bi den Kragen.

„Wat mut'k denn segg'n?“ —

„Es freut mich sehr,  
 Daß ich den Amtmann sah, — du Bär!“  
 De Jung'n blarr' 4) weg un schre: „Du Bär,  
 Es freut mich sehr! es freut mich sehr!“  
 Louß köm' he na'n Dokter hen,  
 De em von fröhre'r Lied noch kenn'.

„Na, Jung'“, sä frömmelt Dokter Grön,  
 Bringst du mir Geld? das ist ja schön!“

De Jung'n bedach sit wat un lä  
 Den Schruthahn dal: „Us Bader sä —  
 Daß ich den Amtmann sah — du Bär —  
 Go'n Dag, Herr Schruthahn — 's freut mich sehr —  
 Us Bader sä — it wull' di wul  
 'N Apotheker breng'n —“ —

„Jung', büs du dull?“

Schre Dokter Grön un geew em wat up't Kä'r 5).

1) gerade. 2) steif, starr. 3) schlug. 4) heulte. 5) Rücken.

De Jung'n de hünj' 1): „Es freut mich sehr — du Bär —  
 Us Bader sä — he schid' di hier dat Dingßen —  
 De Döwiel schull' di hal'n mit't Geld bit Pingßen!“  
 De Dokter sluch un lach un dameneer':

De Jung'n de rööp: „Es freut mich sehr!  
 Es freut mich sehr!“ un lööp henna'r Apthel'n  
 Un schree, as harr' em eener stel'n. —

Nu prügel' de Aptheker jüß sien' Fron,  
 Do köm' de Jung'n hennen un keel mit tou.  
 De Fron de schree, — de Jung'n de hul': „Du Bär —  
 Es freut mich sehr! es freut mich sehr!“  
 Darawer worr' d' Aptheker endlich dull  
 Un böll: „Muß du dat segg'n, du ole Knull 2)?  
 Scheert di dat wat, wenn ik mien' Fron hier wir'?“ —  
 „Wat mut'k denn seggen?“ sä de Jung'n.

„Gar nix!“ —  
 „Nix?“ sä de Jung'n, — nu full't em wedder en, —  
 Gau lööp he na'n Aptheker heu:  
 „Nix schull' ik segg'n?“ — Wat güng em nu de Mund:  
 „Dat — dat — harrs d' mi of jo man entrieg'n kunn!“

### Jan von Mour un de Döwiel.

Tou Wagen söhr' en Törfbuur ens na Bremen —  
 He bruuk sik vör sien Spannwarck nich tou schämen:  
 De Pär de wören möithig, dick un fett,  
 De Wagen neet, de Törf hobtiel un nett;  
 Doch söhr' he sach, man eben frau'n de Rö'r.  
 He wüß't wul, worüm he so langsam söhr':  
 De Ladung kunn' keen'n starken Stoß verdrägen,  
 Ans harr' s' em glick jo twüßen Leibern legen.

Fief blöög dat von'n Schristoorn 3) un von Lefrouen 4),  
 Do söhr' he dö'r de Cis' 5) mit Morgengrouen.

1) winselte (wie ein Hund). 2) Grobian. 3) Ansgarii. 4) Lieb-  
 frauenthurm. Beide Thürme in Bremen; die Namen sind bloß wegen  
 ihrer sonderbaren plattdeutschen Form gewählt. 5) Accise.

He föhr' nu Straaten up un Straaten dal:  
 „Törf!“ rööp he, „Törf!“ un „Törf!“ wul dousend Mal;  
 Doch keener köm', de welken hebben wull'.

Darawer worr' de Jan am lesten dull:  
 „Dat Volk, dat is hier gar noch nich tou Been'!  
 Ik kann mi man na'n Weertshuus ämmenfehn.

Klock Een von Morgen blin ik all upstahn,  
 Do sünd se hier wul eers tou Läger gahn.“

He föhr' nu wie'der un rööp jümmer „Törf!“  
 Toulesß do fluch' he: „Dat jou Luus un Schörf!“  
 Up eenmal köm' dar her en nobeln Mann  
 Mit seinen Rock un Stülpfensteweln an.

„Lüttj' Mann,“ sä Jan, „wüllt Se mi Törf astööpen?  
 Mi düch, dat se nuleß all 'rümmlööpen.“ —

De Herr bleew stahn un keel dat Föör sik an.

„Wat kost' de Törf?“ frag' he darup den Jan,  
 „Un segg'n Se mi vor allen ol, wo vel  
 Is up dat Feer 1?“ —

„Bi miener armen Seel,“  
 Sä Jan, „dat is en richtig'n halben Hunt!“

De Herr de smusterlach un wiß den Mund,  
 Stött an den Törf, do fullt de all touhop'.

„Nö Jan, wat is't Genauste, wenn ik koop?“ —

Nö, wiel Se't sünd, Se will ik nich bedregen —  
 Doch segg' ik Se: so'n Törf hebbt S' noch nich kregen!  
 Fief Daler is't Genauste.“ —

„Dat is dier!“  
 Sä nu de Herr, „doch hew ik nig up't Fier. —  
 Fahr'n S' mit!“

Un Straaten up un Straaten dal  
 Güng dat Spitalfel los tum annern Mal.  
 De Herr de leit' em nu so krüz un twer:  
 Jan wüß am lesen, wor he wör, nich mehr.  
 En'n euge Straat höl'n s' endlich up tou wannern,  
 Mit Hüßl' an eener Siet un'n Mär' tou'r annern.  
 „So,“ sä de Herr, „hier achter disse Muur,

1) Fuder (Bremer Mundart).

Dar is mien Torfplat. — 'X is wul'n beten fuhr<sup>1)</sup>, —  
 Doch kânt S' den Torf hier blot man 'näwerfmiet'n —  
 Mit Trugg'arbeitent<sup>2)</sup> bruukt S' sik nich tou riet'n. —  
 All't Geld hew'l juß nich bi mi — hier sind twe;  
 Denn gahn Se 'nen dat Huuß hier Nummer dre:  
 Mien' Frou ward Se dat anner denn wul geb'n." —

„Is goud!“ sä Jan, „wi wüllt dar wul mit leb'n.“

De Herr güng weg; em na keel Jan von Moor  
 Un lach: „Nö, dat's mi of en schönen Brou'r!

För dit bet' Törf sief Daler tou betahl'n!

Wat giff't en Bremen doch för ole Twal'n<sup>3)</sup>:

Köff mi den Törf af för en halben Hunt!

Mit'n Daler dre harr' he'n betahlen kunn't." —

Jan lach, he kunn' sik gar nich wedder stür'n,  
 Un baller' denn den Törf 'nawer de Mitr'n.

Dat dur' of niz, do harr' he los dat Föir

Un güng 'na't Huuß, wat em betekent wör.

Dar köm' em so'n Commis toumööt un frag':

„Was wilschen Sie?“ — Un Jan broch an sien' Sag':

„För Törf wull' ik dre Daler wul noch hebb'n.“

De Laendener stöög hennup de Trepp'n

Un hal' den Herrn. — De wör' nu usen Jan

Ganz unbekannt; doch dat güng em nich an, —

Se wedderhal': „Ik wull' mien Geld wul hal'n.“

De Herr de keel em an: „Ich Sie bezahlen?

Ich kaufte keinen Torf!“

„Nä, Sie auch nich!<sup>4)</sup>“

Sä Jan. „Der ander Herr abkauf't ihn mich

Bor'n halbe Stilm', — da wies't er mich hier her, —

Zwei Thaler giebt er mich, un dre noch mehr

Schull ich hier hal'n. — Er kam hier jo herin.“ —

„Hä!“ lach de Laendener, „ich bestun'

Mich jekt: Das war Schauspieler Raben!“

1) schwer, hart, mühsam. 2) Das „Zurückarbeiten“ des Torfes auf Böden oder in Kellern. 3) Narren. 4) Wenn „Jan von Moor“ hochdeutsch angeredet wird, sucht er bisweilen das Hochdeutsche nachzuahmen; da kommt denn ungefähr das Obige zu liegen.

„Nun!“ sä de Herr tou Jan von Moor, „wo haben Sie wohl den Torf gelassen, möcht' ich wissen?“

„'Nüber die Mür' da hab' ich ihn gefimissen,“  
Ka'brake Jan. —

„Iß as wenn em Een keddel' 1),  
So lach de Herr nu, un de Commis peddel' 2)  
En'n Laen up un dal un klopp' de Hann'.  
Jan stünd eers dö'fig her un keel jüm an,  
Denn worr' he quaat un sä: „Wat schall dat het'n,  
Dat du so lachs un du so lopps, — du Nas!“

„O Jan!“ sä do de Herr, „dat is en Spaß:  
Du heß den Torf dar 'nen de Werfer fmet'n!“

„Och lewe Gott!“ fung Jan nu an tou klagen,  
„Denn hett de Galgenhund jo mi bedragen!“ —  
He sett' nu an de Mür' sien' Wagenledder  
Un klatter' up. — Wul dre- un veermal gler's'r 3)  
He wedder 'raf — un proug't 4) doch jümmer wedder;  
Nu hal' he't dö'r un keel — hennen de Wer'r!  
De bruus' un stampel', wöihl' un schüm' un gähr':  
Von sienen Törf seeg he keen'n Brocken mehr! —  
Mit'n lange Näs' föih'r' he am lehen weg  
Un dach: „Am Een' stah't doch mi noch nich flech!  
Dre Daler wör't sach 5) werth — un jo nich mehr:  
Man, nu geiht'r of niz af 6), as wat'k vertehr'.  
It kamu noch lachen.“

Darmit föih'r' he'n Ruus,  
Bit he touleß köm' na sien Etelhuus 7);  
Dar hölt he still un güng sit 'nen den Saal  
Un södder' Beer un mal' sit sien' Koschal 8).  
En'n Saal seet anners noch en Borger'smann  
Mit feinen Rock un Stülpensteweln an,  
De lees de Zeitung haben an den Disk. —

---

1) figelte. 2) trippelte. 3) glitt. 4) probte es. 5) vielleicht 6) „Jan von Moor“ muß sonst auch verschiedene Arbeitsleute beim Abladen haben und bezahlen. 7) Speisehaus. 8) versüßtes Braunbier mit hineingebracktem Brote.

Jan seeg em nich, wilt he Koschalen fisch<sup>1)</sup>:  
 He harr't tou hillt<sup>2)</sup>. — As h' awer wör' nu satt  
 Un rööp den Weerth un wull' em fragen, wat  
 He schüllig wör, do nähm he wahr den Herrn  
 Un fung an, bi sik sülb'n tou dönnnerwer'n:  
 „Dat's de Heilunk! dat As hett mi so prellt!“  
 Un fröög den Weerth, as he em geew dat Geld:  
 „Wat's dat för'n Beeß, wat Zeitung lis dar haben?“

„Sach!“ sä de Weerth, „dat is Schauspieler Haben.“

„Sach schull' noch wesen?“ sä de Jan un flöög  
 Up'n Dist, „dar mi de Spitzbuw' so bedröög? —  
 Giff glick mien Geld mi her, du Kreienkopp!  
 Ans schaf d' mal sehn, wor't di tou Bre hier klopp!“  
 Un darnit kreeg he em of all bi'n Kragen  
 Un schre: „So hett mi noch keen Mensk bedragen —“ —

„Hör, Jan!“ full' em de Weerthsmann nu en't Woort,  
 „För Striet un Szlägere is't hier keen Dort —“ —

„Wat? wat?“ sä Jan un dreih' sik um na'n Weerth,  
 „Gew't di de Rippen körs<sup>3)</sup> wul nich mehr smeert<sup>4)</sup>?“ —  
 He pad' den Herrn nu faster: „Kaskrei, du!  
 Giffs du mi't Geld nich —“ —

Doch, wat seeg he ni:

Den he bi'n Kragen kreeg, de wör't nich mehr --  
 Un doch höl' Jan noch mit den Kragen her!<sup>5)</sup>  
 Den Gerken un den Rechen seeg he nich:  
 He keel en'n grouell, ganz wildfrömd Gesich.  
 Ja, leve Gott! wor seeg dat eenmal ut:  
 Ut't Haar dar seken wiet de Hören 'rut;  
 De Hals wör dünn — un lang un spit' de Näs' —  
 Un grode Lähn' wief' he, so witt as Räs';  
 De Ogen stunkern, — un he schütt' de Maunen<sup>6)</sup>

1) Koschal wird mit einem Löffel aus der Schale gegessen, gleichsam gefischt. 2) eilig. 3) kürzlich. 4) „de Rippen smeeren“ = durchprügeln. 5) d. h. er hielt noch immer denselben Rockkragen in der Hand, den er früher gepackt und noch nicht wieder losgelassen hatte. 6) schüttelte mit den Rockärmeln.

Un steef dar 'rut twe gräsig ruge Klauen  
 Un greep na Jan un fung an Für tou spe'n!  
 Dar sä de Jan von Mour nu los mit Schre'n:  
 „De Düwel! — Gott erbarm' sik miener Seel!“  
 Un sprung dö'r Buddels — dar bleew nix von heel! —  
 Dö'r Koffetassen un dö'r Branwiensgläs',  
 Fullt platt dal endlich up sien' dicken Näs',  
 Sprung wedder up un kreeg de Pä'r bi'n Kopp  
 Un jag' tou'r Stadt hennut en vull'n Galop.  
 En'u Weerthshuis' leet he all sien Kram en'n Stich  
 Un brüll': „Ic seeg den Düwel en't Gesicht!“  
 De Düwel wist 1) betahs' för em de Zech  
 Un streef sien' krusen Haar' sik wedder t'rech,  
 Wor he de groden Hör'n ut meistert harr',  
 Un seeg nu ut — von nedden bit na haben 2) —  
 Züs wedder as vörher Schauspieler Raben.  
 He lach un sä tou'n Weerth: „De dumme Narr!  
 He prammt 3) up'u anner Mal stoppfull de Fedder 4);  
 So lich bedrügg he nu de Lil' nich wedder!“

---

1) währenddem. 2) von unten bis nach oben. 3) „prammen“ =  
 vollstopfen, so viel nur hinein kann. 4) „Fedder“ = für Wagen.



## Leeder.

### Achter ehr Fenster.

**D**e ganze Welt is nu tou'r Ruh,  
 De ganze Welt, de slummert nu;  
 Nix frig mien Dg' hier noch tou sehn,  
 As Himmel, Hüüs' un Straatensteen'!  
 Un doch, -- noch waßt mien söite Kind!  
 Se kic' sit noch ehr' Dgen blind,  
 Ehr' süttjen Dgen, blank un klar! —  
 Wat maßt se wul so lat' noch dar?  
 All' Abend sitt se bi ehr' Luch 1):  
 Se deit sit doch mien Lew' nich 'nug!  
 Nu neht se noch na Middennach, —  
 Wat dat wul eenmal wesen mag!  
 Ob dat ehr Bruutbett wesen schall? —  
 Doch sach — man sach! — se hört mi all! —  
 Ob s' of wul kummt, wenn it nu klopp? —  
 Dá ja, se nicht all mit den Kopp!  
 Wat nu ehr' süttjen Dgen rullt!  
 Wor se bi'r Siet dat Lüg nu gruult 2)!  
 Se kummt! — Dá Hart, wat pucks du so?  
 Se lur' na di — dat wees du jo!

### Wenn mi de Welt mal ganz verlett —

Wenn mi de Welt mal ganz verlett,  
 Keen Mensl sit mehr üm mi bemeut,  
 Wenn lang'n dat Grav mien' Dellern hett:  
 Denn weet it, wor mien Tros mi bleut!

1) Licht. 2) achtlos zusammenknittern.

Wenn di de Welt mal nix mehr bütt,  
 Wenn all' dien' Frunn' di gah't vörbi,  
 Keen Mouderoog' na di mehr sütt —  
 Wees du, wer denn noch denkt an di?  
 Un wenn wi beide stump un told,  
 Wenn nix de Welt us maht as Ezmart:  
 Mi büs du denn noch nich tou old;  
 Denn süch 1) na mi, kumm an mien Hart!  
 Wenn w' denn us en de Dgen seht  
 Un f' weer't us beid' so heemlit natt,  
 Denn seggs du, denn segg' ik: „Ik weet,  
 Wat hei wi doch so leew us hatt!“

### De Maan.

Süh mal, mien Küken, wat de Maan dar steiht  
 Un sach un lief' an'n Himmel vörwas geiht!  
 Se 's eben upgahn — un nu sweewt se dar  
 So hoch herup all, un wor sälwerkfar!  
 Un morgenfrouh, wenn wi denn wedder waht,  
 Denn hett se all ehr' groden Reise maht.  
 Süs du den Daak 2), de dar na Noorden lient 3)?  
 Wat dar de Maan 'nen't blanke Water schient!  
 Un hell smitt dat den Glanz na baben trügg;  
 Dar is de Daak so witt von, de dar sügg.  
 An'n ganzen Himmel speigelt dat sik af  
 Un bliennt de Steerens, de dar stunkert 'raf.  
 Wat's dat dar baben doch en groden Ruum! —  
 Dat f' vörwas kummt, de Maan, dat mar' wi kuum,  
 Un doch bereis't se nu de ganzen Cer'  
 Un kic na all' us Menschen frünneht her.  
 Süh, wat se lacht, wenn wi en Kuß us geewt!  
 Dat freut ehr rech, dat wi us hier so leewt!  
 So hebht sik of de Steern' dar baben leew:  
 De ganze Himmel is een Liebesbrees!

1) süchte. 2) Nebel. 3) sich hinzieht.

Bertell'n lönt se sik nix as du un ik,  
 Doch se verstaht sik mit ehr'n Sülwerblick.  
 O lat' us doch, mien Küken, von de Steern'  
 Un von de Maan vergnödigt tou leben leer'n!

---

### De trourige Bruut.

Mien Bader sprööf sien leste Woort:  
 Nu mut ik von mien' Moulder foort;  
 Man wenig Dage sünd dat mehr,  
 Denn isder mien Vergnödigent her!  
 Se seggt, denn is mien Ehrendag —  
 Wat dat wul eenmal wesen mag! —  
 Se heet't mi Bruut, staht un vertellt  
 Un weet't nich, wor dat Hart mi kellt 1)!  
 Ade mien' Kamer un mien Bett!  
 Ade mien' Fürherd un mien Flett 2)!  
 Ade mien' Käuh, de ik blot fou'r 3)!  
 Noch wenig Dag', denn hei ji Trou'r!  
 Ade mien Jung'n, mien besse Jan!  
 Nu kief mi nich so trouurig an!  
 'T is eenmal nu jo doch vörbi,  
 Nu mal' mi't Hart nich swar un di!  
 Kumm, dröög' di af un giff di tou.  
 Nimm di nu of man bald en Frou. —  
 Gott gew', dat ji man glücklik weer't,  
 Wenn ik of ween' an'n frömmen Herd!

---

### 's Abends.

'T is all so still, de Barken rögt sik knapp;  
 De Flö'gels 4) hangt en'n Garen dal so klapp.  
 Un ik staht hier noch lat' un kief ut't Fenster  
 Un kief de Maan an un den witten Daaf,

---

1) Schmerz. 2) f. Skizze IV. 3) Futterte. 4) Wimpel und Windfahnen.

De bab'n den krummen Bäl stitt as en Draaf  
 Un langsam hüppt, as seet he vull Gespenster.  
 Wat he nu sacht, wat he sik wedder heewt,  
 Wenn he dar baben natte Wisen sweewt!

De Maan de schient so silberwitt herdal:  
 Ik seh en'n Bäl de Schatten von de Pahl'.  
 Nu driff't mi 'nut, henut an't blanke Water —  
 Wat dat wul is, wat 's Abends mi so driff't?  
 Mi stügg de Lieb weg, weet nich, wor se bliff.  
 Un unversehnens wott't mi lat' un later.  
 Mi is, as wal' ik hier noch ganz alleen',  
 De Maan, den Daak un't Water antoufsehn.

Dat Loow un hier dat Gras, so natt von Dau,  
 Un hier en'n Graben of dat lüttje Stan 1),  
 Wor 't Water 'nawerkuddelt, wat dat spenkert 2)!  
 En jeden Drapen speigelt sik de Steern',  
 Dat s' all' so maanschienwitt mi blickt von feern,  
 Un all' de lüttjen glätten Bulsen 3) blinkert!  
 Un wor dat snack — un wat dat liese buddelt,  
 As wenn dar welke staht un silken muddelt 4)!

De Steern' dar baben ögelt sik noch blind!  
 Dat klick mi an as so'n ungeschällig Kind,  
 Wat eben upwakt ut sien'n Wegenflummer!  
 Oh, harr'n sik doch de Menzen of so geern,  
 As sik eenanner leew hebbt dar de Steern',  
 Denn geew't nich so vel Hartleed, so vel Kummer,  
 Nich so vel Scheident, so vel Striet nich mehr,  
 Nich so vel Trou'r un Bosheit upper Ger!

Wat fallt jem nu en up ehr' blauen Bahn?  
 Se stunkert rein so trouurig — un de Maan  
 Versick sik achter 'n Wull, as wull' se wenen.  
 Kumpt mi dat nich so vö'r, as flüstern se  
 Ganz sach en halbvergeten Trou'r muldó 5)?  
 Sew't de nich all mal hört? — ik wull' dat menen.

1) „Uebersall,“ s. Skizze V. 2) geisterhaft blinkt. 3) Wellen.  
 4) murmeln. 5) Trauermelodie.

Dat Leed is so befannt mi — un doch weet  
 It nich, wor't anfangt un wor't sūdder heet.  
 Bon Steern' un Menschen singt dat Leed mi dar:  
 De Steern' sünd all' so frinnell un so klar, —  
 Doch Menschen könt ehr Mistrou'n man nich stüren!  
 De Sterrens kiekt eenannern sit en't Hart, —  
 Un Menschen maht sit mit ehr' Falsheit swart,  
 De steiht hier twüsken all' jem as en Mären!  
 Un keenen kümmer de bedrömte Sal' —  
 O, Water, Steern' un maanschienvitte Daak!

---

**Och, flööp ik ok so deep!**

Wat lig de Welt nu deep en'n Droom  
 Mit all' ehr Goud un Hab'!  
 De lüttjen Bagels sitt't en'n Boom  
 Un hüfft 1) ehr' Jung'n en'n Schlaap.  
 Dar haben von den Steerendom  
 Hangt blank de Maan heraf  
 Un fiek mi an as deep ut'n Droom,  
 Un schient hier up dat Grav.  
 Du ligs un flöpps ok deep en'n Droom,  
 Och deep! — so still un deep!  
 It stah hier lat' noch innern Boom —  
 Och, flööp ik ok so deep! —

---

1) einlullen.





